I.

Längere, interessante, außerordentliche Begebenheiten.

1.

Geschichte meiner Flucht aus den sogenannten Bleykammern oder Staatsgefängnissen zu Venedig *).

Erster Theil.

1. Mein Character.

Ich studirte, ward Geistlicher, Soldat, Sachwalter, machte mich aber von allen Berufsgeschäfften los, ging auf Reisen, durchzog Italien, Griechenland, klein Asien, besuchte Constantinopel, besah die schönsten Städte in Frankreich und Deutschland, und kam im Jahr 1753 wieder nach Venedig, meinem Vaterlande, zurück. Ich besaß ziemliche Kenntnisse, viel Dünkel, Leichtsinn, Hang zum Wohlleben, be-

*) Histoire de ma fuite des prisons de la république de Venise, qu'on appelle les plombs. Ecrite à Dux en Bohême. L'année 1787. Leipzig 1788.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

kümmerte mich nicht um die Zukunft, schwatzte über alles in den Tag hinein, war immer lustig und guter Dinge, dreist, muthig, spottete mit meines Gleichen über alles, was mir Thorheit schien, hielt alles für Vorurtheil, was die gewöhnlichen Einsichten des Naturmenschen übersteigt, liebte die Hazardspiele, machte aus Tag Nacht, und aus Nacht Tag, sprach immer von Ehre, hatte für nichts Achtung, als nur für sie, und war jeden Augenblick bereit, sie gegen alle Welt zu vertheidigen. Uebrigens that ich niemand das geringste zu leid, störte nie eine Gesellschaft, mischte mich weder in Staatsgeschäffte, noch in Privathändel. Dies war alles, was ich Gutes an mir hatte, und es schien mir hinlänglich, mich für jedem widrigen Zufall zu sichern; eher hätte ich Himmels Einfall vermuthet, als daß ich je meine Freyheit verlieren würde, die mir in jeder Rücksicht unverletzbar schien. Stellte ich bisweilen über meinen Lebenswandel ernstliche Betrachtungen an, so kam er mir tadellos vor, und mein Gewissen machte mir keine Vorwürfe darüber. Deine Ausschweifungen, dacht ich, gereichen ja niemand zum Nachtheil, als höchstens nur dir. Ueberhaupt glaubte ich keine andere Verpflichtung auf mir zu haben, als nur die: ein ehrlicher Mann zu seyn. Diese Pflicht zu erfüllen, war mir Ernst, und da ich, um meinen Unterhalt zu verdienen, weder Amt noch Geschäffte bedurfte, die mich in die Nothwendigkeit setzten, meine Freyheit zu beschränken, und einen regelmäßigern Wandel zu führen, so pries ich mich glücklich, und lebte wie es mir beliebte.

2. Der Freund.

Meinen Unterhalt hatte ich dem Herrn von Br..., einem der angesehensten Senatoren, zu danken; seine Börse war zugleich auch die meinige; er liebte

liebte mich wegen meines Kopfes und Herzens. Auch er war in seinen jüngern Jahren ein Wüstling, wie ich, ein Sclave seiner Leidenschaften gewesen; allein ein Anfall vom Schlagfluß, der ihn beynahe ins Grab gestürzt hätte, brachte ihn wieder zu sich selbst. Als er genas, und nun einsah, daß er sich unmöglich ein langes Leben versprechen könne, wofern er nicht seine Lebensart ändere, suchte er seine ganze Zuflucht in der Religion, und ergab sich derselben mit aufrichtigem Herzen. In mir glaubte er sein Ebenbild zu sehen; dies jammerte ihn. Zum öftern pflegte er mir zu sagen, ich eilte so schnell zum Ziel, daß mir nothwendig in der Kürze die Augen aufgehen mußten. In dieser Hoffnung zog er nie die Hand von mir ab, sondern erwartete gelassen den Zeitpunct, wo meine Leidenschaften, die unaufhörlich ihr Spiel mit mir trieben, sich legen würden. Aber ach! er starb, bevor seine Wünsche in Erfüllung gingen. Von ihm erhielt ich immer die trefflichsten Lehren, die ich stets mit Vergnügen anhörte, und nie zu vermeiden suchte; dies war auch alles, was er von mir begehrte. An Geld ließ er es mir eben so wenig, als an guten Rathschlägen fehlen. Sein größtes Verdienst um mich, welches er mir jedoch sorgfältig verhielt, bestand darin, daß er Gott unablässig anlag, mir zur Erkenntniß meiner Verirrungen zu helfen.

3. Meine Wohnung.

Einige Jahre lang hatte ich zu Venedig bey meinem Freunde von Br . . . gewohnt. Im März des Jahres 1755 fiel es mir ein, zu einer Wittwe sulli fondamenti novi zu ziehen. Ich bediente mich hierzu des Vorwandes, meine Gesundheit mache diese Abänderung nöthig. In der Stadt sey es mir zu heiß; ich bedürfe daher einer Wohnung, die von der

Nordluft bestrichen werden könne. Herr von Br.. ließ sich meinen Vorschlag gefallen, zufrieden, daß ich täglich bei ihm zu speisen versprach. Ich hatte aber einen Beweggrund, den ich ihm nicht eröffnete. Ich wünschte nemlich in der Nachbarschaft eines schönen Mädchens zu wohnen, welches ich liebte. Allein das Detail dieser Liebesgeschichte gehört nicht hieher.

4. L' Erbaria.

So nennt man einen Platz am Gestade des großen Canals, der an die Brücke Rialto stößt. Er hat seinen Namen daher erhalten, weil man auf denselben allerley Kräuter, Blumen und Früchte verkauft. Hier gehen die galanten Herren und Damen nach durchschwärmten Nächten gewöhnlich noch ein wenig auf und ab, bevor sie sich zur Ruhe begeben. Dieser Ort stellt in der That einen reizenden Anblick dar, dies ist aber die Ursache nicht, warum man auf denselben sich einfindet. Man besucht die Erbaria nicht sowohl in der Absicht, sich umzusehen, als vielmehr gesehen zu werden. Dies gilt besonders von den Damen. Sie lassen es sich recht absichtlich merken, daß sie sich über allen Zwang hinaussetzen. Coquetterie findet hier nicht mehr statt, denn aller Putz und Zierath ist zerrüttet. Der Tag bricht an, aber man stellt sich, als bemerke man es nicht, als beschließe man jetzt erst den vorhergehenden Tag. Die Mannspersonen sowohl, als die Frauenzimmer, müssen hier sämtlich im nachlässigsten Aufzuge erscheinen. Jenen muß man es ansehen, daß sie von übertriebenen Dienstleistungen ermüdet sind; und diese müssen mit den Trümmern einer respectswidrig behandelten Toilette paradiren; alles muß ein hinfälliges Ansehen haben, und zu erkennen geben, daß es nun Zeit sey, ins Bette zu gehen.

5. Der unerwartete Besuch.

Ich pflegte mich regelmäßig bey diesen Spaziergängen einzufinden, und richtete mich nach den dabey üblichen Gesetzen, ob ich gleich hierzu selten Veranlassung hatte. Am 20sten Julius 1755 kam ich eine Viertelstunde vor Sonnenaufgang von der Erbaria nach Hause, und erstaunte nicht wenig, als ich die Hausthür offen, und alle meine Hausgenossen außer Bett fand. Man erzählte mir, der Chef der Polizeysoldaten, Messer grande genannt, sey in vergangener Nacht mit einigen seiner Leute da gewesen, habe die Hausthür aufgesprengt, die ganze Wohnung durchsucht, und besonders jeden Winkel meiner Zimmer durchstöbert. Als er nichts gefunden, habe er sich verlauten lassen, er wisse zuverlässig, daß man des vorhergehenden Tages ein Felleisen heimlich ins Haus geschafft habe, welches mit Salz angefüllt sey. Meine Wirthin brachte das beschriebene Felleisen herbey, welches einem gewissen Grafen Sicuro gehörte, und worin sich weiter nichts als Kleidungsstücke befanden. Messer grande, seines Irthums überführt, hatte sich sodann stillschweigend seines Weges getrollt. Dieser Vorfall verdroß mich; ich versprach meiner erschrockenen Wirthin die vollständigste Genugthuung, und legte mich zu Bett, ohne weiter etwas Arges zu ahnden.

6. Die vernachlässigte Warnung.

Gegen Mittag ging ich, wie gewöhnlich, zu Herrn von Br. . ., erzählte ihm, was sich die vergangene Nacht in meiner Wohnung ereignete, und bat ihn um Rath, wie ich diesfalls meiner Wirthin die versprochene Genugthuung verschaffen könne. Der kluge Greis hörte mir sehr aufmerksam zu, und versprach mir seine Meinung nach Tische zu sagen. Es speiseten

noch zwey Edelleute bey ihm, die eben so gottesfürchtig und fromm, obgleich nicht so alt waren, wie er. Beide waren vertraute Freunde von mir, und meine Verbindung mit diesen würdigen Männern hatte das Publicum auf allerley abenteurliche Vermuthungen gebracht. Man konnte es gar nicht begreifen, wie drey so tugendhafte Leute mit einem so ausschweifenden Menschen, wie ich war, harmoniren könnten. Noch zwanzig Jahre nachher erzählte man mir, daß selbst die Staatsinquisition sich alle erdenkliche Mühe gegeben habe, die verborgene Ursache unserer, dem Ansehen nach so unerklärbaren Freundschaft, durch ihre Kundschafter zu entdecken. Dies im Vorbeygehen! Nach aufgehobener Tafel sagte mir Herr von Br... in Gegenwart jener beiden Edelleute, er sey fest überzeugt, Messer grande habe nicht das Felleisen mit Salz, sondern meine werthe Person aufgesucht. Er kenne die Verfahrungsart der Staatsinquisition sehr genau, denn er selbst sey ehedem deren Mitglied gewesen. Um deswillen habe er für mich eine Gondel mit vier Rudern bestellt; mit dieser solle ich sogleich nach Fusino reisen, von dort mit Extrapost nach Florenz gehen, und hier so lange mich aufhalten, bis er mir schreiben werde. Herr von Br... begleitete diesen wohlmeinenden Rath mit einem Geschenke von hundert Zechinen. Unglücklicherweise ließ ich mich eben so wenig bewegen, dieses Geld anzunehmen, als seinem Vorschlage zu folgen. „Nun, so thu mir wenigstens den Gefallen, sagte er endlich, und schlaf diese Nacht nicht in deinem Logis!„ Leider unterließ ich auch dies. Es war gerade der Festtag des heiligen Jacob, dessen Namen ich führte, des andern Tages fiel der Namenstag meiner Geliebten ein, die sich Aennchen nannte; ich hatte sie zum Frühstück nach Castello geladen. Ueberdies hatte mir des nemlichen Tages mein Schneider ein neues Kleid

ge-

gebracht, welches von Taffent, und mit silbernen Spitzen besetzt war, die mein Aennchen verfertigt hatte, und in diesem Staate wollte ich mich zeigen. Dies waren die nichtigen Beweggründe, welche mich veranlaßten, die Warnung meines Freundes in den Wind zu schlagen. Als ich ihn verließ, sagte er mit lächelnder Miene, wir würden uns schwerlich je wieder sehen. Bey diesen Worten erschrack ich. Er ward es gewahr, befürchtete zu viel gesagt zu haben, und beruhigte mich als ein ächter Stoiker mit den Worten: „Geh! Geh, mein Kind! Sequere Deum! Fata viam invenient.„ Dies war das Letzte, was er mit mir sprach. Er lebte zwar noch zehn Jahre nach meiner Flucht, aber nie sah ich ihn wieder. Ich eilte nach Hause, und da ich gerne des andern Morgens früh aufstehen wollte, legte ich mich schon des Nachts um Ein Uhr zu Bette.

7. Die Verhaftnehmung.

Mit Anbruch des Tages — es war der 26ste Julius 1755 — trat Messer grande in mein Zimmer. Erwachen, ihn sehen, seine Frage vernehmen, war eins. Er begehrte meinen Namen zu wissen. Als er vernahm, daß ich der Mann sey, welchen er suche, sagte er: „Geben Sie mir alle Schriften, die Sie in Händen haben; sie mögen Ihnen eigenthümlich zugehören, oder nicht. Kleiden Sie sich an, und kommen Sie mit mir.„ Ich fragte, wer ihn zu dieser Forderung berechtige, und erfuhr, es geschehe auf Befehl der Staatsinquisition. Ich war wie vom Donner gerührt, verstummte, sah ruhig zu, wie man meine sämtlichen Papiere in einen Sack steckte und forttrug. Indessen ließ ich mich barbiren, frisiren, zog ein Hemd mit Spitzenmanschetten an, und mein schönes neues Kleid. Dies

alles ging ganz maschinenmäßig zu; denn des andern Tages wußte ich selbst nicht, wie ich zu diesem Anzuge gekommen war. Messer grande vergönnte mir, meine Toilette zu machen, ließ mich aber keine Minute aus den Augen. Als ich fertig war, sagte er, es sey bekannt, daß ich Handschriften besitze, die wie Bücher eingebunden seyen; diese möchte ich ihm geben. Jetzt roch ich Lunte. Ich zeigte ihm eine Menge gedruckter Bücher; oben an standen vier Manuscripte. Er nahm sie zu sich, und zugleich alle Bücher, die auf meinem Nachttisch lagen. Es waren folgende: Ariost, Petrarch, Horaz, ein Band von den Werken Plutarchs, und einige französische Broschüren. Die Manuscripte handelten von der Magie, Cabala und Talismanen; enthielten die Clavicula Salomonis, den Zecor-Ben, Picatrix, Recepte zu Räuchwerk und Geisterbeschwörungen jeder Art. Blos aus Neugierde hatte ich sie gekauft; nie betrachtete ich sie als Dinge von Werth; sah es übrigens gern, wenn man die Vermuthung äußerte, daß ich mich ein wenig aufs Hexen verstehe. Ein Venetianer, der diese Schriften ungefähr vierzehn Tage vorher bey mir gesehen hatte, mochte dem Messer grande davon Nachricht gegeben haben.

8. Die Begleitung.

Ich machte gewaltig große Augen, als ich aus meinem Zimmer trat, und dreißig bis vierzig Policeysoldaten wahrnahm, die auf mich warteten. Das ist zu viel, dacht ich; ne Hercules quidem contra duos. Nachdem man mich in eine Gondel gebracht hatte, schickte Messer grande seine Leute zurück, bis auf vier, die nebst ihm sich zu mir setzten, und mich nach seiner Wohnung begleiteten. Hier führte er mich in ein Zimmer, und ließ mich allein, nachdem er mir vor-

vorher Caffee angeboten hatte, den ich aber nicht annahm. Ich legte mich nieder, und fiel in einen sanften Schlaf, der beynahe vier Stunden dauerte. Als man zur Terz läutete, kam Messer grande zurück, und eröffnete mir, er habe Befehl, mich nach den Bleykammern zu bringen. Wir setzten uns demnach wieder in eine Gondel, fuhren durch verschiedene kleinere Canäle in den großen, und landeten endlich an dem Quai, wo die Gefängnisse sind. Hier stiegen wir einige Treppen hinan, und gingen sodann über eine hohe zugemachte Brücke, die über den Rio di palazzo führt, und jene Gefängnisse mit dem Pallast des Doge in Verbindung setzet. Jenseits dieser Brücke führte man mich durch einen langen Gang in ein Zimmer, wo Messer grande mich einem Manne vorstellte, der die Kleidung eines venetianischen Patriciers trug. Dieser Mann war niemand anders, als il circospetto Domenico Cavalli, damaliger Secretaire der Staatsinquisition. Er faßte mich scharf ins Auge, und sagte: é quello; mettetelo in deposito. (Das ist er; nehmt ihn in Verwahrung.) Messer grande übergab mich hierauf dem Gefangenwärter, welcher die Aufsicht über die Bleykammern führte.

9. Das Halseisen.

Der Gefangenwärter und zwey seiner Knechte stiegen mit mir einige schmale Treppen hinan, und führten mich sodann durch drey lange Gänge, deren zwey verschlossen waren, und wovon der letzte an eine große sehr unsaubere Dachkammer stieß. Diese Dachkammer hatte ungefähr sechs Ruthen in die Länge, zwey in die Breite, und ein einziges in der Höhe angebrachtes Kapfenster, durch welches das Tageslicht fiel. Ich hielt sie für mein Gefängniß, aber ich irrte. Der Gefangenwärter ergriff einen groß-

mäch-

mächtigen Schlüssel, und öffnete eine sehr dicke, mit Eisen beschlagene Thür, die ungefähr viertehalb Fuß hoch war, und in ihrer Mitte ein rundes, im Durchschnitt acht Zoll großes Loch hatte. Mittlerweile betrachtete ich eine sonderbare Maschine von Eisen, die an der Wand befestigt war, und wie ein Hufeisen aussah. Der Gefangenwärter nahm meine Verwunderung wahr, und sagte mit lächelnder Miene: „ich merke wol, Herr, daß Sie gern wissen möchten, wozu das Ding da dient, und ich kann's ihnen wol sagen. Unsere Excellenzherren befehlen mannigmal, daß einer erdrosselt werden soll. Da setzt man ihn denn auf einen Schemmel, und zwar so, daß er dies Halsband im Rücken hat, welches ihm bis zur Hälfte um den Hals gehen muß. Die andere Hälfte des Halses umwickelt man ihm mit einer seidenen Schnur, steckt ihre beiden Enden durch das Loch da, und befestigt sie an einer kleinen Winde. Hernach dreht einer so lange, bis dem armen Sünder die Seele aus dem Leibe fährt; denn der Beichtvater verläßt ihn, Gott sey Dank! nicht eher, bis er völlig todt ist.„ — „Eine hübsche Erfindung! gab ich zur Antwort. Und Sie, mein Herr, haben vermuthlich die Ehre, die Winde zu drehen?„ — Der Kerl schwieg. Gebückt kroch ich in meinen Kerker. Er schlug die Thür hinter mir zu, und fragte mich sodann durchs Gitter, was ich zu speisen begehrte. Daran habe ich noch nicht gedacht, erwiederte ich. Er ging, und schloß eine Thür nach der andern hinter sich zu.

10. Das Gefängniß.

Staunend über mein Geschick, lehnte ich mich mit dem Ellbogen an das Gitter meines Gefängnisses. Es war wenigstens zwey Schuh breit, und bestand aus sechs eisernen Stangen, deren jede einen Zoll im Durch-

Durchschnitt hatte, und die zusammen sechzehen kleine Löcher von fünf Quadratzollen formirten. Es war groß genug, mir hinlängliche Hellung zu verschaffen, aber unglücklicherweise lief ein dicker Queerbalken unter dem Kapfenster hinweg, welches mir schräg über war, und beraubte mich des Lichtes, welches in die Dachkammer fiel. Mein Kerker aber war nicht nur sehr dunkel, sondern auch so niedrig, daß ich nicht aufrecht drin stehen konnte. Ich tappte umher, und fand, daß er drey Viertel von einem Quadrat ausmachte, welches zwey Ruthen im Umfang hatte. Das daran stoßende Viertel, welches zu Ergänzung dieses Quadrates gehörte, stellte einen Alcoven vor, worin zur Noth ein Bett stehen konnte. Allein ich fand weder Bett, noch Stuhl, noch Tisch, kurz, nicht das geringste Geräthe, als einen Eimer, der die Stelle eines Nachtstuhls vertrat, und ein Brett, das an der Mauer befestigt war. Auf dieses Brett legte ich meinen schönen seidenen Mantel, mein niedliches zur Unzeit angelegtes Kleidchen, und meinen Tressenhut mit der weißen Feder. Es war desselbigen Tages unerträglich warm. Der Instinct trieb mich wieder ans Gitter, wo ich wenigstens auf meinem Ellbogen ausruhen konnte. Indem ich so da stand, sah ich auf einmal eine Menge Ratten in der Dachkammer herumspaziren, die so groß waren, wie die Caninchen. Diese scheuslichen Thiere, welche mir von Natur zuwider sind, kamen bis an mein Gitter. Ich war halb des Todes für Schrecken, schlug den Laden zu, mit welchem das Gitter von innen versehen war, und stand nun acht volle Stunden mit kreuzweis in einander geschlagenen Armen da, unbeweglich und stumm.

11. Der Lärm.

Die Glocke schlug ein und zwanzig, und mir ward allgemach bang. Kein Mensch ließ sich sehen; nie-

niemand fragte mich, ob ich Speisen, oder Bett, oder Stuhl, oder wenigstens Wasser und Brod begehre. Mich hungerte zwar nicht, es schien mir aber doch billig, daß man mich fragen sollte, ob ich Hunger habe, oder nicht. Die Zunge klebte mir vor Durst an dem Gaumen. Doch hielt ich aus, und hoffte noch immer, daß jemand vor Einbruch der Nacht nach mir sehen werde. Als es aber vier und zwanzig schlug, und niemand erschien, da verlohr ich alle Geduld. Ich war wüthend, brüllte, fluchte, stampfte mit den Füßen, schrie, so arg ich nur konnte, machte so viel Getöse, als meine Lage nur immer erlaubte. Umsonst! Länger als eine Stunde hatte ich getobt, dennoch kam niemand zum Vorschein, und ich bemerkte keine Spur, daß irgend ein lebendes Wesen mein Angstgeschrey vernommen habe. Was war zu thun? Ich verschloß mein Gitter, damit mir die Ratten nicht auf den Leib springen möchten, band mir mein Schnupftuch um den Kopf, und warf mich auf das Pflaster meines Gefängnisses nieder. Meine Kräfte waren erschöpft; ich schlief ein.

12. Die kalte Hand.

Als die Glocke die Mitternachtsstunde anzeigte, ward ich munter. Ohne mich zu regen, blieb ich auf meiner linken Seite liegen, und streckte den rechten Arm über den Kopf, mein Schnupftuch zu suchen. Indem ich umher tappte, kriegte ich eine eiskalte Hand zu fassen. Gott, wie war mir zu Muthe! Das Schrecken fuhr mir wie ein electrischer Schlag durch den Körper. Von der Scheitel bis zur Fußsohle war ich wie vom Donner gerührt. Mir standen die Haare zu Berge. Länger als vier Minuten lag ich nicht nur starr, sondern völlig gedankenlos da. Als ich mich wieder ein wenig erholt hatte, suchte ich

mich

mich mit der Vorstellung zu beruhigen, meine Phantasie habe mich vielleicht getäuscht. In dieser Voraussetzung griff ich abermals um mich, kriegte die kalte Hand wieder zu fassen, that einen gräßlichen Schrey, drückte sie in der Angst, und zog meinen Arm im nemlichen Augenblick wieder an mich. Ich war ganz außer mir. Als mein Verstand endlich wieder die Oberhand gewonnen, stellte ich mir vor, man habe vielleicht, während ich schlief, einen todten Körper in meinen Kerker geworfen. Denn das wußte ich gewiß, daß nichts um mich her lag, als ich mich auf den Fußboden streckte. Dieser Körper konnte vielleicht der Leichnam eines Unschuldigen, wol gar eines Freundes von mir seyn, den man erdrosselt, und in der Absicht neben mich gelegt hätte, um mich ein ähnliches Geschick ahnden zu lassen. Dieser Gedanke machte mich wüthend. Ich griff zum drittenmal hin, packte die Hand, und wollte mich in dem nemlichen Augenblick aufrichten, um den vermeintlichen Leichnam näher an mich zu ziehen; als ich aber eben damit umging, mich auf den linken Ellbogen zu stützen, siehe! da fing die eiskalte Hand, welche ich in meiner Rechten hielt, zu leben an, zog sich zurück, und ich bemerkte zu meinem äußersten Erstaunen, daß es die meinige war. Auf dem steinharten Lager war sie mir eingeschlafen, und hatte Bewegungen, Gefühl und Leben verlohren. Dieser Zufall, so unbedeutend er scheint, überzeugte mich mehr als zu sehr, welchen fürchterlichen Täuschungen ich in diesem Aufenthalte des Schreckens ausgesetzt sey.

13. Der Gefangenwärter.

Gegen halb neun Uhr ward die schaudervolle Stille, welche mich umgab, durch das Rasseln der Riegel unterbrochen. Der Gefangenwärter trat vor

mein

mein Gitter, und fragte mich: ob ich nun Zeit genug gehabt habe, darüber nachzudenken, was ich zu speisen wünsche? Ich verschmerzte diesen Spott, und begehrte eine Reissuppe, gesotten und gebraten Fleisch, Obst, Brod, Wein und Wasser. Der Kerl war ganz verblüfft, als er wahrnahm, daß ich, völlig wider sein Erwarten, mich über nichts beklagte. Er verweilte eine Minute, als er aber merkte, daß mich das Reden verdroß, und da er, vermöge seiner Würde, sich nicht so tief herablassen wollte, das Stillschweigen zu unterbrechen, so ging er seines Weges. Eine Viertelstunde nachher kam er wieder, und gab mir seine Verwunderung zu erkennen, daß ich weder ein Bett, noch sonst was begehre. Ich solle doch ja nicht glauben, fügte er hinzu, daß man mich nur auf eine einzige Nacht hier eingesperrt habe. Ich gab ihm zur Antwort, er werde mir eine Gefälligkeit erzeigen, wenn er mir verschaffe, was ich bedürfe. Wo soll ich es her holen? fragte der Gefangenwärter. Ich hieß ihn nach meiner Wohnung gehen, und mir alles bringen, was er dort finden und für nöthig erachten werde. Hierauf gab er mir Bleystift und Papier. Ich schrieb einige Zeilen, worin ich ein Bette, einige Hemden, Strümpfe, Nachtmützen, Schlafrock, Kämme, Pantoffeln, Lehnsessel, Tisch, Spiegel, Scheermesser, besonders aber die Bücher begehrte, welche mir Messer grande vom Nachttisch genommen hatte. Außerdem verlangte ich noch Papier, Federn und Dinte. Als ich ihm dies Verzeichniß vorlas, sagte er mir ganz trocken, die Schreibematerialien und Scheermesser solle ich ausstreichen, denn diese beiden Artikel dürfe er mir, vermöge seiner Instruction, nicht zukommen lassen. Hiernächst foderte er Geld zum Einkauf des bestellten Mittagessens. Ich hatte drey Zechinen bey mir, davon gab ich ihm einen. Nach

Ver-

Verlauf einer halben Stunde hörte ich ihn die vordersten Thüren verschließen. Während dieser Zeit hatte er, wie ich nachher erfuhr, noch sieben andere Gefangene bedient, deren jeder, so wie ich, in einem besondern Gefängniß saß, ohne daß einer von dem andern auch nur das allergeringste erfuhr.

14. Die Bedürfnisse.

Gegen Mittag kam der Gefangenwärter zurück, und mit ihm fünf seiner Leute, die zur Bedienung der Staatsgefangenen, wie man uns zu nennen beliebte, bestimmt waren. Er schloß meinen Kerker auf, und überlieferte mir die verlangten Meublen, nebst meinem Mittagsmahl. Das Bett stellte man in den Alcoven, das Essen aber auf einen kleinen Tisch. Ich bekam einen Löffel von Elfenbein, aber weder Messer, noch Gabel, deren sich die Gefangenen eben so wenig, als eines andern Instrumentes von Metall, bedienen durften. Nicht einmal meine Schuhschnallen würde man mir gelassen haben, wenn es keine Steinschnallen gewesen wären. Der Gefangenwärter, von dem ich dieses erfuhr, fragte mich nunmehr, was ich des folgenden Tages zu speisen begehre, und bedeutete mir zugleich, er könne täglich nur einmal, und zwar mit Sonnenaufgang zu mir kommen. Schließlich erzählte er mir, der illustrissimo Signor Secretario habe alle von mir verlangte Bücher auf der Liste ausgestrichen, und gegen ihn geäußert, daß er mir statt derselben ein paar andere zuschicken werde. Ich trug ihm auf, diesem Manne in meinem Namen zu danken, daß er mir ein besonderes Gefängniß angewiesen habe. Der Gefangenwärter erwiederte, dies wolle er zwar thun, doch könne er mir nicht bergen, daß man blos deswegen mir niemand zur Gesellschaft gegeben habe, um mich desto härter zu bestrafen. Er

hatte wohl recht, wie mich leider nach einigen Tagen die traurige Erfahrung lehrte.

15. Dunkelheit, Langweil, Ratten und Flöhe.

Brennlicht war mir nicht vergönnt; mithin rückte ich mein Tischchen ans Gitter, um wenigstens nicht ganz im Finstern zu speisen. Seit fünf und vierzig Stunden war ich nüchtern, aber dennoch konnte ich außer meiner Reissuppe nichts zu mir nehmen. Den Tag über blieb ich ganz geduldig in meinem Lehnsessel sitzen, hatte aber die bitterste Langweil, und sehnte mich sehr nach den versprochenen Büchern. Die Nacht brachte ich schlaflos zu; denn die Ratten sprangen unaufhörlich in der Dachkammer herum, und die Glocke auf dem Sanct Marcus-Thurm tönte so hell, als ob sie in meinem Kerker hienge. Die größte Beschwerde verursachten mir die Flöhe. In ungeheurer Menge fielen diese über mich her, und peinigten mich so sehr, daß ich Anfälle von Convulsionen bekam.

16. Kerker-lectüre.

Mit Tagesanbruch stellte sich mein Gefangenwärter wieder ein. Er ließ mir das Bett machen, meinen Kerker auskehren und aufräumen. Einer seiner Leute brachte mir Waschwasser. Ich wollte ihm entgegen gehen, aber der Gefangenwärter erlaubte mir es nicht. Er überbrachte mir zwey Bücher. Ich wagte es nicht, sie zu öffnen, damit er ja keine verdrießliche Miene an mir wahrnehmen möchte, welches er sogleich gemeldet haben würde. Als er mir mein Mittagsmahl hingestellt, und zwey Citronen zerschnitten hatte, begab er sich hinweg. Kaum hatte ich meine Suppe verzehrt, als ich sogleich nach den Büchern griff, ans Gitter mich stellte, und zu lesen be-

begann. Eines derselben hieß: Die mystische Stadt der Schwester Maria von Jesus, Agreda genannt. Der Titel des zweyten ist mir entfallen. Es handelte von der Verehrung des Herzens Jesu, und hatte einen Jesuiten zum Verfasser. Beide waren voll mystischen Unsinns, und mehr als zureichend, dem geneigten Leser das Hirn zu verrücken.

17. Gnadengeld. Sparpfennige. Schwitzkasten.

Nach Verlauf von neun bis zehn Tagen war meine Baarschaft zu Ende. Der Gefangenwärter fragte mich, wo er Geld holen solle? Nirgends, gab ich zur Antwort. Dies wollte dem eigennützigen Kerl gar nicht behagen. Des andern Morgens berichtete er mir, die Staatsinquisition habe täglich funfzig Sous zu meinem Unterhalte bestimmt. Diese müsse er in Händen behalten, aber alle Monate werde er mir Rechnung darüber ablegen, und dann stünde es bey mir, wie ich meine Sparpfennige anwenden wolle. Ich verlangte die Leidener Zeitung; sie war aber verboten. Funfzig Sous des Tages, waren mehr als ich bedurfte; denn ich konnte nicht essen. Meine Lebensart und die unerträgliche Hitze hatten mich völlig entkräftet. Die Hundstage waren eingetreten, und unter dem Bleydache, wo ich saß, war es so heiß, wie in einem Schwitzkasten. Ich war völlig entkleidet, blieb den ganzen Tag unbeweglich in meinem Lehnsessel, und dennoch rann mir der Schweiß immer stromweise über den ganzen Körper herab.

18. Die Krankheit.

Vierzehn Tage lang hatte ich Verstopfung; endlich half sich die Natur, aber unter entsetzlichen Schmer-

zen. Jetzt wurde ich gewahr, daß ich an den blinden Hämorrhoiden litt, die ich auch nachher auf meine ganze Lebenszeit behielt. Ich bekam ein heftiges Fieber, und mußte mich zu Bett legen. Zwey Tage lang gab ich keinen Laut von mir. Am dritten ward der Gefangenwärter zu seinem Erstaunen gewahr, daß ich zwey meiner Mahlzeiten nicht angerührt hatte. Er fragte, wie ich mich befinde? Ich erwiederte: recht wohl. Hierauf erzählte er mir, wie gut es die Gefangenen hätten, wenn sie krank wären. Sie bekämen, sagte er, die Arzneymittel unentgeldlich, und dürften weder Arzt noch Wundarzt bezahlen. Ich schwieg. Gleichwohl kam er nach Verlauf von einigen Stunden in Gesellschaft eines ernsten ansehnlichen Mannes zurück, den ich sogleich für einen Arzt ansah. Ich lag im heftigsten Fieberparoxysmus, beantwortete aber dennoch seine Fragen nicht, sondern begehrte ihn allein zu sprechen. Dies wollte der Gefangenwärter durchaus nicht gestatten. Beide traten wieder ab, und im Weggehen sagte der Arzt, ich sey in Todesgefahr. In der That war ich rasend, und achtete mein Leben für nichts. Nach vier Stunden that sich mein Gefängniß wieder auf; der Arzt allein trat vor mein Bett; der Gefangenwärter blieb draußen stehen. In Zeit von einer Viertelstunde sagte ich dem Arzte alles, was ich ihm zu sagen hatte. Er rieth mir, so viel möglich mich aufzuheitern, und versprach mir, statt der mystischen Bücher, welche man mir gegeben hatte, eine andere Lectüre. Er verfertigte mir sodann eine ziemliche Quantität Limonade, bat mich, oft davon zu trinken, und ging seines Weges. Ich schlief die Nacht hindurch ziemlich ruhig, träumte aber allerley wunderlich Zeug, wozu die Veranlassung in den erwähnten mystischen Schriften lag. Am folgenden Morgen kamen Gefangenwärter, Arzt und Wundarzt zu mir. Man ließ mir zur Ader, verschrieb

mir Medicin, und behandelte mich aufs beste. Der Arzt warf meine mystischen Bücher zum Kerker hinaus, und gab mir den Boethius dafür. Allgemach erholte ich mich wieder, bekam wieder Eßlust und Schlaf, und zu Anfang des Septembers war ich völlig genesen.

19. Der Spaziergang.

Mein Zustand war erträglich. Ich hatte über nichts zu klagen, als über Hitze, Flöh und Langweil; denn immer konnte ich doch nicht in meinem Boethius lesen. Der Gefangenwärter erzeigte mir nunmehr einen wesentlichen Dienst. So oft mein Kerker gereinigt wurde, erlaubte er mir, in die Dachkammer zu gehen. Mit großen Schritten lief ich hier auf und ab. Gewöhnlich dauerte dieser Spaziergang fünf Minuten. Diese Erlaubniß betrachtete ich als eine sehr große Gnade. Noch weiß ich nicht, hatte ich sie dem Secretaire der Staatsinquisition, oder dem Gefangenwärter zu danken. Merkwürdig war es immer, daß ich sie nur dann erst erhielt, als ich letzterm fünf und dreyßig Livres überließ, die ich mir zu Ausgang des Augustmonates erspart hatte. Er bekam sie zwar mit dem Auftrage, dafür Messen lesen zu lassen; sein Dank überzeugte mich aber, daß er dies Geld zu seinem eigenen Nutzen verwende. Inzwischen glaubte ich, die erhaltene Vergünstigung nicht zu theuer bezahlt zu haben, und gönnte ihm von nun an meine Sparpfennige herzlich gerne.

20. Freyheitsgedanken.

Seit dem ersten September legte ich mich jeden Abend mit der Hoffnung nieder, daß ich des andern Morgens meine Freyheit erhalten würde. Da jedoch

über dieser Erwartung ein Tag nach dem andern verstrich, so nahm ich für bekannt an, daß ich wenigstens nicht länger, als bis zum Letzten dieses Monates, im Verhaft bleiben würde. An diesem Tage traten allemal die Staatsinquisitoren ihre Aemter ab, und andere kamen an deren Stelle. Was mich noch mehr in meiner Vermuthung bestärkte, war dies, daß ich bis dahin noch gar nicht verhört worden war. Wie wenig kannte ich das Verfahren der Staatsinquisition! Kein Tribunal auf der ganzen Erde ist strenger, als dies. Sobald es einen Unglücklichen in Verhaft nehmen läßt, ist sein Verbrechen erwiesen; so bald es ihn verurtheilt, ist sein Schicksal entschieden. Es erfolgt weder Verhör, noch Publication der Sentenz. Leider traf auch mich dieses Loos. Der letzte September kam, und ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Die Morgenröthe brach an; der Gefangenwärter Lorenz kam; meine Hoffnung schlug fehl. Fünf bis sechs Tage war ich wie rasend, und wollte verzweifeln. Vielleicht, dacht' ich, bleibst du wol gar dein Lebenlang in Arrest. Aber dieser Gedanke war mir lächerlich; denn ich fühlte mich kraftvoll genug, mein Leben dran zu wagen, ihn unausführbar zu machen. Diese Vorstellung bemächtigte sich meiner ganzen Seele. Ich war deliberata morte ferocior.

21. Das Erdbeben.

Hierüber nachsinnend, ging ich auf meiner Dachkammer spaziren. Lorenz kam eben mit zweyen seiner Leute aus meinem Gefängniß. Auf einmal sah ich, daß sich der große Queerbalke unterhalb des Kapfensters bewegte. Im nemlichen Augenblick spürte ich, daß ich aus dem Gleichgewicht kam. Es war ein Erdbeben. Meine Aufwärter machten die nemliche

liche Bemerkung. Ich war still, und freute mich über dies Phänomen. Einige Secunden nachher erfolgte ein zweyter Stoß dieser Art. Unwillkührlich entfuhren mir jetzt die Worte: un altra, un altra, gran Dio! ma più forte! (Noch einen, nur noch einen, großer Gott! aber stärker!) Meine Aufwärter schauderten bey dieser vermeintlichen Gotteslästerung, und liefen vor Schrecken davon. Eigentlich war mein Wunsch nicht sowohl Lästerung, als Narrheit. Ich hoffte nemlich, der Pallast des Doge sollte zusammenstürzen, damit ich frisch und gesund, und ohne den geringsten Schaden auf den Sanct Marcusplatz herabflöge, und auf diese Art meine Freyheit erlangte. Noch muß ich bemerken, daß sich an diesem Tage das große Erdbeben zu Lissabon ereignete.

22. Die Bleykammern.

Diese Gefängnisse sind eigentlich nichts anders, als der Speicher des großen Pallastes, der, statt der Ziegeln, mit bleyernen Platten belegt ist, woher diese Kerker ihre Benennung erhalten. Man kann auf keine andere Art zu ihnen gelangen, als wenn man durch den großen Saal geht, in welchem sich die Staatsinquisitoren versammeln. Niemand hat den Schlüssel dazu, als der Secretaire dieses Tribunals, bey welchem ihn der Gefangenwärter alle Morgen abholen muß. Sobald er die Gefangenen bedient hat, bringt er ihn zurück. Dies muß jederzeit mit Tagesanbruch geschehen; denn späterhin kommen eine Menge Leute, welche Geschäffte bey dem Rathe der Zehner zu betreiben haben, der seine Sitzungen in dem benachbarten Saale, La Bussola, hält, durch welchen die Gefangenwärter allemal gehen müssen. Der oberwähnten Gefängnisse sind sieben; nemlich drey, zu welchen das meinige gehörte, gegen Abend, und vier gegen Mor-

gen. Auf der Abendseite ging die Dachrinne, welche unter diesen Gefängnissen hinweglief, in den Hof; auf der Morgenseite hing sie gerade über dem Rio di palazzo. Der Fußboden meines Kerkers war zuverlässig die Decke des Saales, wo sich die Staatsinquisitoren versammelten.

23. Projecte.

Da ich das obbeschriebene Locale kannte, so sah ich wohl ein, daß ich auf keine andere Art entfliehen könne, als wenn es mir gelänge, den Fußboden meines Gefängnisses zu durchgraben. Hierzu bedurfte ich Werkzeuge; diese hatte ich aber nicht. Mir welche zu verschaffen, schien mir unmöglich, weil ich außer den Gefangenwärtern keinen Menschen zu sehen bekam. Einen dieser Leute zu bestechen, war ebenfalls nicht möglich; denn ich hatte kein Geld. Bisweilen kam ich auf den Einfall, den Gefangenwärter und seine zwey Helfershelfer zu ermorden. Aber womit? Ich hatte keine Waffen. Sie mit meinen Händen erdrosseln, ging auch nicht an, denn ich durfte nicht erwarten, daß sie so gefällig seyn würden, mir still zu halten. Auch dies hätte mir nicht geholfen, denn vor der äußersten Thür stand jederzeit eine Schildwache, die niemand ohne das Passirwort herausließ. Bey der geringsten Gewaltthätigkeit würde dieser Kerl Lärm gemacht haben. Ich griff wieder nach meinem Boethius, und las. Armseliger Trost! Er lehrte mich nicht, wie ich meine Flucht ins Werk setzen könne. Ich legte ihn bey Seite, und unterhielt mich wieder mit meinen Entwürfen, in welchen von nun an das ganze Glück meines Lebens bestand.

24. Der Unglücksgefährte.

In der letzten Hälfte des Novembers erzählte mir der Gefangenwärter, Messer grande habe wieder einmal einen Gefangenen erwischt. Der neue Staatssecretaire il circospetto Pietro Businello habe befohlen, denselben in das schlechteste Gefängniß zu stecken, mithin würde ich ihn wol zur Gesellschaft bekommen. „Ich sagte zwar dem Secretaire, fuhr er fort, Sie betrachteten es als eine große Gnade, daß man Sie allein gesetzt habe; er gab mir aber zur Antwort: nach Verlauf von vier Monaten würden Sie wol klüger geworden seyn.„ Mir war diese Nachricht gar nicht zuwider. Eine Stunde nach der Terz rasselten die Riegel. Man brachte einen jungen Menschen, der bitterlich weinte. Ohne einen Laut von sich zu geben, steckte man ihn in mein Gefängniß, und schloß die Thür hinter ihm zu. Ich lag eben im Alcoven auf meinem Bette, so daß mich der neue Ankömmling nicht sehen konnte. Seine Verlegenheit machte mir Spaß. Er betrachtete meinen Lehnsessel, und glaubte, dieser sey um seinetwillen da. Er nahm meinen Boethius zur Hand, wischte sich die Augen ab, wollte drin lesen, und warf ihn unwillig bey Seite, als er sah, daß er Latein vor sich hatte. Er schlich im Gefängniß herum, wunderte sich über mein Geräthe, kam endlich an den Alcoven, und tappte mit der Hand auf meinem Bette herum. Sobald er meine Stimme vernahm, zog er sie zurück, und bat um Vergebung. Ich nöthigte ihn, sich zu setzen, und in wenig Augenblicken waren wir mit einander bekannt.

25. Der unglückliche Liebhaber.

Mein Gesellschafter war der Sohn eines Kutschers von Vicenza. Er hatte das Peruquenmacherhandwerk gelernt, und war nachher einige Jahre Kam-

merdiener bey dem Grafen von **. Er verliebte sich in die achtzehnjährige Tochter seines Herrn, und sie sich in ihn. Die junge Gräfin ward schwanger. Eine alte Kammerfrau errieth das Geheimniß, und drohete, dasselbe dem Vater zu entdecken; versprach aber Verschwiegenheit, als ihr die Gräfin sagte, sie wolle ihren Zustand dem Beichtvater eröffnen. Statt dessen machte sie Anstalt, mit ihrem Geliebten zu entfliehen. Den Tag vor der bestimmten Abreise ließ ihn der Graf zu sich rufen, trug ihm auf, sich sogleich nach Venedig zu begeben, und einer gewissen Person einen Brief zu behändigen. Der Alte stellte sich so zutraulich und gut, daß der junge Mensch nicht den geringsten Argwohn schöpfte. Er entledigte sich seines Auftrags, ging nach Venedig, übergab seinen Brief, erhielt Antwort, und wollte gleich wieder abreisen. Er hatte Hunger, ging in einen Gasthof, und ließ sich zu essen geben. Auf einmal kamen die Polizeysoldaten, und nahmen ihn beym Kopf. Es war ein hübscher Herzensguter Junge, der weiter keinen Fehler hatte, als daß er äußerst verliebt war. Er jammerte mich; ich gab ihm meinen Strohsack, denn einen Verliebten zu mir ins Bett zu nehmen, schien mir bedenklich.

26. Eine Hand wäscht die andere.

Des andern Morgens brachte man meinem Gesellschafter einen Strohsack, nebst einem Mittagsessen für funfzehn Sous, die er vom Tribunal aus Gnaden bekam. Ich sagte dem Gefangenwärter, dies Geld solle er in Zukunft behalten, und wöchentlich drey Messen dafür lesen lassen, denn mein Mittagsmahl sey für uns beide genug. Lorenz war dankbar. Er gratulirte dem jungen Menschen, daß er zu mir gesetzt worden sey, empfahl ihm Achtung gegen mich, und

und gab uns die Erlaubniß, während der halben Stunde, deren er zu Bedienung der andern Gefangenen bedurfte, allemal in der Dachkammer spaziren zu gehen. Herrliche Promenade! Sie verschaffte mir Gelegenheit, den Entwurf zu beschleunigen, an dem ich nun schon seit eilf Monaten gearbeitet hatte.

27. Der Fund.

In der Dachkammer lag viel altes Geräthe, und ein hoher Stoß Papiere. Ich hob einige Hefte von letztern auf. Es waren uralte Criminalacten, Protocolle, und dergleichen, die für mich viel Anziehendes hatten. Ich unterhielt mich in der Folge ganze Tage damit. Unter anderm Geräthe nahm ich einen Bettwärmer wahr, eine Kohlpfanne, eine Feuerschaufel, eine Feuerzange, einige alte Leuchter, einen irdenen Topf und eine zinnerne Spritze. Dieser Stücke hatte sich ehedem vermuthlich ein vornehmer Gefangener bedient. Was meine Aufmerksamkeit am stärksten reizte, war ein eiserner Riegel, ungefähr Daumens dick, und anderthalb Schuh lang. Ich ließ aber alles unberührt. Meine Stunde war noch nicht gekommen.

28. Die Strafe.

Mein Gesellschafter ward mir bald wieder entrissen. Man brachte ihn in eines von den Gefängnissen, die li quattri genannt werden. Dort haben es die Gefangenen viel besser, als in den Bleykammern. Sie können ihren Wärter aus dem Fenster rufen, man verstattet ihnen Licht, die Gefängnisse sind hell, und ganz von Marmor, so daß man keine Feuersgefahr zu befürchten hat. Lange nachher erfuhr ich, daß man den armen Jungen nach der Insel

Cerigo, dem ehemaligen Cythera, verbannt hatte, die der Republik Venedig gehört. Ob er bis an sein Ende dort blieb, ist mir unbekannt.

29. Neue Bekanntschaft.

Acht Tage nachher kündigte mir Lorenz einen neuen Gesellschafter an. Wahrscheinlich, sagte er, würde ich noch allerley neue Bekanntschaft machen, denn in jedem der sechs andern Gefängnisse säßen bereits zwey Personen. Seine Vorhersagung traf ein. Des nächstfolgenden Tages erschien mein Gast. Als er in den Kerker trat, machte er mir eine tiefe Verbeugung. Meine Statur frappirte ihn noch mehr, aber mein Bart, der schon vier Zoll lang war, und an den ich so gut gewöhnt war, wie ein Capuziner an den seinigen. Ihn abzuschneiden, war mir aufs strengste verboten, ob ich es gleich gekonnt hätte, da mir Lorenz bisweilen eine Nagelscheere anvertraute. Mein neuer Gast war ein Mann von ungefähr 50 Jahren, eben so groß als ich, nur etwas gebückt und mager, hatte kleine braune Augen, große schwarze Augenbraunen, einen großen Mund und lange Zähne, trug eine schwarze Stutzperücke und einen grauen Rock von grobem Tuch. Ich ließ ihn mit mir essen. Demungeachtet that er sehr zurückhaltend, und sprach den ganzen Tag kein Wort. Ich machte es eben so. Des folgenden Tages betrug er sich anders. Lorenz brachte ihm ein Bett und etwas Wäsche, gab ihm aber zugleich einen Verweis, daß er kein Geld zu sich gesteckt habe. Er werde sich, sagte er, mit Wasser und Commißbrod, oder sogenanntem biscotto, begnügen müssen. Dies sey der ausdrückliche Befehl der Staatsinquisition. Der Mann seufzte und schwieg. Als wir allein waren, gab ich ihm die Versicherung, daß er täglich mit mir speisen sollte. Der elende

Geizhals küßte mir die Hand, und erzählte mir seine Schicksale.

30. Der Lebenslauf.

Mein Name, sprach er, ist Sgualdo Nobili. Ich bin aus der Gegend von Udine in Friaul gebürtig. Mein Vater war ein Landmann, und hinterließ mir ein Gütchen. Der Fluß Corno trat oft aus seinen Ufern, und überschwemmte dasselbe. Deswegen verkaufte ich es, bekam achttausend Livres in lauter blanken Zechinen dafür, und zog nach Venedig. Man hatte mir gesagt, daß jedermann die Freyheit habe, sich in dieser preiswürdigen Republik nach seiner Willkühr zu nähren. Ich hoffte demnach, auch ich, als ein thätiger Mann, der so ein artiges Capitälchen in Händen hatte, würde ganz bequem dort leben können, wenn ich mich die Mühe nicht verdrießen ließe, mein Geld auf Pfänder auszuleihen. Ich miethete mir ein Häuschen, lebte ohne alle Gesellschaft, und besorgte meine Küche und meinen Haushalt selbst. In Zeit von zwey Jahren hatte ich, nach Abzug aller Ausgaben, zweytausend Livres reinen Gewinn. In kurzer Zeit hoffte ich noch zwanzig mal mehr zu verdienen. Einst brachte mir ein Jude einen großen Stoß Bücher, und versetzte dieselben um zwey Zechinen. Da fiel mir La Saggezza di Charon in die Hände. Herr, das ist ein Buch! Ihm hatte ich es zu danken, daß mir die Augen aufgingen, und daß ich eine Menge kindischer Vorurtheile ablegte, die mich verhindert hatten, mein Gewerbe zu erweitern. Die Folge davon war, daß ich in Zeit von sechs Jahren neuntausend Zechinen erwarb. Vor etwa drey Jahren lernte ich den Graf Ser... kennen. Dieser gab mir fünfhundert Zechinen, mit dem Auftrage, sie in mein Gewerbe zu verwenden, und die Hälfte des davon

zu erwerbenden Gewinns mit ihm zu theilen. Nach Jahresfrist zahlte ich ihm fünf und siebenzig Zechinen, welches funfzehn pro Cent Interesse betrug. Damit war der Mann nicht zufrieden. Er hatte Unrecht, denn ich brauchte sein Geld gar nicht, sondern negocirte blos mit dem meinigen. Gleichwohl zahlte ich ihm im zweyten Jahre, aus lauter Großmuth, die nemliche Summe. Darüber gab es Zank; der Graf verlangte sein Geld zurück. Ich war es zufrieden, nur wollte ich die hundert und funfzig Zechinen abziehen, die er von mir erhalten hatte. Er klagte. Ein geschickter Advocat vertheidigte mich zwey ganze Jahre. Vor einigen Monaten trug man mir Vergleich an; darauf ließ ich mich nicht ein. Da mir aber doch nicht wohl bey der Sache war, so begab ich mich unter den Schutz des spanischen Bothschafters. Ich erbot mich, dem Grafen Ser... sein Geld wiederzugeben, und ihm weiter gar nichts abzuziehen, als nur hundert Zechinen Proceßkosten. Vor ungefähr acht Tagen kamen unsere beiden Advocaten zu mir. Ich zeigte ihnen einen Beutel mit zweyhundert und funfzig Zechinen; diese, aber auch keinen Pfennig mehr, wollte ich ihnen geben. Dies Erbieten nahmen sie nicht an. Vor drey Tagen ließ mir der spanische Bothschafter sagen, er werde es nicht hindern können, wenn mir die Staatsinquisitoren Execution schickten. Ich brachte mein Geld in Sicherheit, und machte mich auf alles gefaßt. Des andern Morgens kam Messer grande, und begehrte viertehalb hundert Zechinen von mir. Da ich mich dessen weigerte, setzte man mich in eine Gondel, und brachte mich hieher.

31. Die Entwickelung.

Es ist leicht zu erachten, daß ich über die Erzählung dieses schändlichen Menschen allerley Betrachtungen

tungen anstellte. Drey Tage lang blieb er im Bett liegen, und machte mir durch sein Gewäsch die bitterste Langeweile. Am vierten holte ihn **Lorenz** ins Verhör. Nach Verlauf einer halben Stunde kamen beide zurück. **Nobili** weinte wie ein Kind, ging ins Gefängniß, holte seine Schuhe, zog aus denselben zwey Beutelchen voll Zechinen hervor, und ward sodann wieder zum Staatssecretaire geführt. Des andern Morgens wurden seine Sachen abgeholt, und da erfuhr ich, daß er gleich nach Wiedererstattung der schuldigen Summe in Freyheit gesetzt worden sey. Seitdem habe ich nichts weiter von ihm gehört.

32. Das Neujahrgeschenk.

Am ersten Jenner 1756 brachte mir **Lorenz** einen schönen mit Fuchspelz gefütterten Schlafrock, eine seidene mit Baumwolle durchnähete Decke, und einen Fußsack. Zugleich meldete er mir, daß mir auf Veranstaltung des Herrn von Br... von nun an monatlich sechs Zechinen angewiesen seyen, wofür ich mir Zeitungen und andere Schriften anschaffen dürfe. Ich verlangte Papier und Bleystift, und schrieb sogleich diese Worte auf ein Zettelchen: **ich bin dem Tribunal für sein Mitleid, und dem Herrn von Br... für seine Menschenliebe ausnehmend verbunden.** Mein Herz war unbeschreiblich gerührt.

33. Das Instrument.

Meine Sehnsucht nach Freyheit ward täglich größer. Einst ging ich in meiner Dachkammer spaziren, nahm einen schwarzen Stein wahr, und trug ihn in mein Gefängniß, ohne zu wissen warum. Nicht lange nachher fielen meine Augen wieder auf den eisernen Riegel, dessen ich bereits oben erwähnte.

Er schien mir ein Werkzeug zu Schutz und Trutz; ich nahm ihn unter meinen Schlafrock, und trug ihn ebenfalls in meinen Kerker. Als ich mich in Sicherheit wußte, betrachtete ich ihn genauer, und kam auf den Einfall ihn zuzuspitzen. Ich probirte meinen schwarzen Stein, siehe da! er schliff. In Zeit von vierzehn Stunden hatte ich meinen Riegel in ein achteckiges Stilet verwandelt, das nicht besser seyn konnte. Freylich kostete es mich unsägliche Mühe. Es war eine Arbeit, quam Siculi non invenere tyranni. Meine Hände waren voll Blutblasen, und meine rechte Schulter nebst dem Arm schmerzten mich so sehr, als wären sie aus den Gelenken gerissen. Dafür hatte ich nun aber auch einen Spieß, der so dick wie ein spanisch Rohr, zwanzig Zoll lang, sehr spitzig, und wie gestählt war. Ich verbarg ihn in meinem Lehnsessel; kein menschliches Auge konnte ihn entdecken.

34. Vorbereitungen zur Flucht.

Unter meinem Gefängniß war das Audienzzimmer der Staatsinquisitoren; dies wußte ich gewiß. Eben so gewiß war ich überzeugt, daß dieses Zimmer alle Morgen geöffnet werde. Kannst du, dacht ich, den Fußboden deines Kerkers durchgraben, so machst du dir ein Seil von deinem zerschnittenen Betttuche, läßt dich hinab, verbirgst dich unter dem Tische, und entspringst, so bald du deinen Vortheil ersiehest. Aber wie, wenn einer von den Leuten des Gefangenwärters da drunten Schildwacht steht? Nun, dann nimmst du deinen Spieß, und stichst ihn todt. In so weit war mein Plan gemacht. Jetzt kam es aber darauf an, das Loch zu graben. Diese mühselige Arbeit konnte nicht nur Tage und Wochen, sondern vielleicht einige Monate dauern. Alles beruhete darauf, daß die Gefangenwärter nichts davon bemerkten. Auch dafür

wußte ich Rath. Es war Winter, die Flöhe plagten mich nicht mehr, ich konnte das Auskehren entbehren. Ich sprach mit Lorenz davon, und verbat es, unter dem Vorwande, es verursache mir allemal Husten. Nun so wollen wir sprengen, sprach er. Das wäre noch ärger, erwiederte ich; die Feuchtigkeit befördert das Blutspeyen. Lorenz schwieg. Aber acht Tage nachher bat er mich nicht um Erlaubniß auskehren zu lassen, sondern er befahl es. Er ließ sogar mein Bett heraustragen, zündete Licht an, und durchsuchte jeden Winkel meines Kerkers. Ich sah nun wohl, daß er mir nichts Gutes zutraute, that aber gar nicht, als ob ich es merkte. Des andern Morgens ritzte ich mir den Finger auf, machte mein Schnupftuch blutig, und blieb im Bett. Als Lorenz kam, sagte ich ihm, ich hätte die vergangene Nacht Blut ausgeworfen, er solle dies dem Arzte melden. Des andern Morgens in aller Frühe erschien der Arzt, verschrieb mir ein Recept, und rieth mir, Ader zu lassen. Ich beklagte mich höchlich über das Auskehren, als die Ursache meiner Krankheit, und der Arzt gab mir Beyfall. Lorenz ging in sich, und schwur hoch und theuer, hinfüro kein einziges Gefängniß mehr auskehren zu lassen. Ich lachte ins Fäustchen. Das Aderlassen that mir gut, ich bekam Schlaf, und meine spasmodischen Zufälle verlohren sich.

Eine große Schwierigkeit war glücklich beseitigt, aber noch war es nicht Zeit meine Arbeit zu beginnen. Die Kälte war so heftig, daß mir die Hände erstarrten, wenn ich meinen Spieß anfaßte. In Handschuhen arbeiten, ging auch nicht an, denn ich hätte jeden Tag ein paar neue gebraucht. Auch würde man bey Erblickung derselben unfehlbar auf Argwohn gerathen seyn. Mein Unternehmen war einzig in seiner Art, mithin bedurfte es auch einer mehr als gewöhnlichen Vorsicht.

35. Die Lampe.

Die langen Winternächte waren mir außerordentlich lästig. Neunzehn volle Stunden mußte ich im Finstern sitzen. An neblichten Tagen, die zu Venedig nicht selten sind, hatte ich kaum so viel Licht in meinem Kerker, als ich zum Lesen brauchte. Dies brachte mich auf den Einfall, mir eine Lampe zu verschaffen. Hierzu bedurfte ich aber nicht nur ein Gefäß, sondern auch Oel, Stahl und Stein, Tochte, Schwefelfaden und Zunder. Von diesem allem hatte ich nichts. Das Gefäß verschaffte ich mir bald. Ich verbarg nemlich einen kleinen irdenen Tiegel, worin man mir ausgeschlagene Eyer vorsetzte. Oel ersparte ich von meinem Sallate, den ich täglich aß, und mir selbst zurecht machen durfte. Feuersteine bekam ich vom Lorenz, dem ich weiß machte, daß ich sie in Essig legen, und mir die Zahnschmerzen damit vertreiben wolle. Tochte verfertigte ich aus etwas Wolle, die ich aus meiner durchnähten Bettdecke zog. Statt des Stahls bediente ich mich meiner Hosenschnalle. Schwefelblumen wußte ich mir von meinem Arzte zur Verfertigung einer Salbe verschreiben zu lassen, womit ich mir eine speckartige Geschwulst bestreichen sollte. Jetzt fehlte es mir nur noch an Zunder. Lange zerbrach ich mir den Kopf, wo ich diesen wol hernehmen solle. Endlich fiel mir ein, daß ich dem Schneider bey Verfertigung meines neuen seidenen Kleides anbefohlen hatte, mir einige Stücke Schwamm, die mit Wachstuch überzogen waren, unter die Achseln zu nähen, damit der Schweiß nicht durchdringen möchte. Der Gedanke, daß er meinen Auftrag vielleicht nicht befolgt haben möchte, verursachte mir unaussprechliche Angst. Zwischen Furcht und Hoffnung griff ich nach meinem Kleide, fing an zu trennen, und fand den Schwamm. Ich weinte für Freude, fiel auf meine Knie, und dankte Gott inbrünstig für die Gewährung mei-

meines so sehnlichen Wunsches. Jetzt holte ich meinen Tiegel mit dem Oel herbey, that einen Tocht hinein, schlug Licht an. Gott, welche Wonne! Wie wohl that es mir, daß ich nicht länger im Finstern sitzen durfte! Meine Nächte waren nun zu Ende, aber dennoch war ich entschlossen, mit dem Durcharbeiten des Fußbodens noch bis zur ersten Fastenwoche zu warten. Nicht ohne Grund befürchtete ich, daß die Lustbarkeiten des Carnevals vielleicht Veranlassung geben möchten, mir einen neuen Gast über den Hals zu schicken. Die Erfahrung überzeugte mich bald, daß ich klüglich gehandelt hatte.

36. Der lästige Gast.

Den Sonntag vor Fastnacht gegen Mittag hörte ich die Riegel rasseln. **Lorenz** erschien, und hinter ihm her führte man einen speckfetten Kerl, den ich sogleich für den Juden **Gabriel Schalon** erkannte. Er war die gewöhnliche Zuflucht junger Leute, welche Geld zu liederlichen Streichen brauchten. Wir kannten uns, mithin machten wir nicht viele Ceremonien mit einander. Sein Besuch war mir gar nicht willkommen; was wollte ich aber machen? Als **Lorenz** fortging, verlangte **Schalon** sein Bett, sein Mittagsessen, und was er sonst noch von nöthen hatte. Davon wollen wir morgen reden, erwiederte **Lorenz**, und ging.

Dieser Jude war ein erzdummer, schwatzhafter, eingebildeter Kerl, und verstand auf der Welt nichts, als sein Gewerbe. Er gratulirte mir zu seiner Gesellschaft. Statt der Antwort bot ich ihm die Hälfte meiner Mahlzeit an. Er schlug sie aus, weil sie nicht koscher sey, und machte sich Hoffnung, noch diesen Abend weit besser in seiner Wohnung zu speisen. Gewiß, sagte er, würde man einem Manne, wie ich

bin, Bett und Speisen gebracht haben, wenn ich hier über Nacht bleiben sollte. Ich gab ihm zur Antwort, mir sey das Nemliche begegnet. Sehr bescheiden äußerte er hierauf, zwischen mir und ihm sey aber auch kein kleiner Unterschied. Die Staatsinquisitoren müßten sich wahrscheinlich in seiner Person geirrt haben, und würden nun in keiner geringen Verlegenheit seyn, wie sie diesen Irrthum wieder gut machen wollten. Ich antwortete, ein Mann, der sich so große Verdienste um den Staat erworben habe, wie er, hätte gar wohl eine Pension verdient. Dies nahm er für baare Münze, und zur Dankbarkeit versicherte er mich, daß er sich aufs thätigste für meine Loslassung verwenden wolle, sobald er wieder in Freyheit sey. Er wisse mehr als zu gut, an wen er sich diesfalls zu wenden habe. Ich versetzte sehr ernsthaft, ich verließ mich vest auf sein Versprechen. Nun fing er an, mich mit Stadtgesprächen zu unterhalten, die meine werthe Person betrafen. Sein Gewäsche war mir unerträglich; ich griff nach einem Buche, und wollte mir die Zeit mit Lesen vertreiben; er aber ließ sich nicht stören, sondern schwatzte unaufhörlich fort, und immer dasselbe. Es ward dunkel, und ich zündete wohlbedächtlich mein Lämpchen nicht an. Da bequemte er sich endlich, ein Glas Cyperwein von mir anzunehmen, und etwas Brod. Auch ließ er es sich gefallen, auf meinem Strohsack, dem gewöhnlichen Nothhelfer aller meiner Mitgefangenen, zu schlafen. Des andern Morgens bekam er Bett, Wäsche, und Speisen, die nach jüdischer Art zubereitet waren. Drey volle Monate blieb mir dieser unerträgliche Kerl auf dem Halse, denn es kostete der Staatsinquisition sehr viel Mühe, hinter seine Betrügereyen zu kommen. Er selbst gestand mir, daß er einem jungen Menschen gewisse Einkünfte abgekauft habe, die ihm nicht eher eigenthümlich zugehörten, als nach dem Tode seines

Vaters. Wahr ist es, sprach er, der Verkäufer hat hundert pro Cent bey diesem Handel eingebüßt, aber risquirte der Käufer nicht alles zu verlieren, wenn der Sohn früher mit Tode abging, als der Vater?

Als ich sah, daß man mir diesen lästigen Burschen nicht abnahm, entschloß ich mich endlich, meine Lampe anzubrennen. Er versprach mir hoch und theuer, keinem Menschen ein Wort hievon zu sagen, verrieth es aber doch bey seinem Abschiede dem Gefangenwärter Lorenz. Die Gesellschaft dieses Kerls ward mir allgemach unerträglich, besonders da ich gar nicht an der Ausführung meines Entwurfs arbeiten konnte. Er war eben so feigherzig als hochmüthig, winselte mir Tage lang die Ohren voll, und verlangte sogar, daß ich mit jammern sollte. Den ganzen Tag über lag der Fettwanst im Bett, und des Nachts konnte er sodann nicht schlafen, da ich hingegen sehr sanft schlummerte. Einst fiel ihm ein, mich mitten aus meiner Nachtruhe zu wecken. Dies verdroß mich, und ich fragte ihn im ärgerlichen Tone, was er von mir begehre. Gott behüt! erwiederte mein Israelit, ich kann jo kein Auge zuthun; schwätz der Herr á Bissel mit mir, damit ich wieder einschlofe. „ Vor Aerger starb mir das Wort auf der Zunge. Als sich mein Zorn ein wenig gelegt hatte, sagte ich ihm im festen entschlossenen Tone, es sey mir zwar leid, daß er keinen Schlaf habe, wofern er sich aber noch ein einzigmal gelüsten lasse, den meinigen zu unterbrechen, so würde ich ihm auf der Stelle die Kehle zudrücken. Er war mäuschenstill, und unterstand sich in der Folge nie wieder, mir einen ähnlichen Streich zu spielen.

37. Die Staatsvisite.

Am Aschermittwoch meldete uns Lorenz, wir würden gleich nach der Terz einen Besuch vom Secretaire

taire der Staatsinquisition erhalten. Dies pflege alle Jahre vor Ostern zu geschehen, theils zur Beruhigung der Gefangenen, welche das heilige Abendmahl genießen wollten, theils aber auch in der Absicht, zu erfahren, ob sie keine Ursache hätten, sich über den Gefangenwärter zu beschweren. Der Etikette gemäß kleidete ich mich demnach völlig an, und das nemliche that auch der Jude, der, weil er bey dieser Gelegenheit seine Freyheit ganz gewiß wieder zu erlangen hoffte, sich vorläufig bey mir beurlaubte. Der Secretaire kam, man schloß unser Gefängniß auf, mein Jude eilte hinaus, that einen Fußfall, heulte und schrie. Nach Verlauf von fünf Minuten brachte ihn Lorenz zurück, und hieß mich hervortreten. Ich machte dem Herrn von Businello einen tiefen Reverenz, und stellte mich sodann schnurgerade vor ihm hin, ohne nur einen Laut von mir zu geben, oder die geringste Bewegung zu machen. Nach einigen Minuten war diese stumme Scene zu Ende. Der Secretaire nickte mir ein klein wenig zu, und entfernte sich. Ich eilte, daß ich wieder in meinen Schlafpelz kam, denn ich zitterte und bebte vor Frost. Sehr viel Ueberwindung mochte es dem Secretaire gekostet haben, sich über meinen Aufzug des Lachens zu enthalten. Man denke sich einen sehr galant gekleideten Menschen, dem die Haare um den Kopf herum hängen, der einen pechschwarzen Bart hat, welcher seit acht Monaten nicht geschoren war! Mein Jude wunderte sich, daß ich gar nicht gesprochen hatte. Der Tropf sah nicht ein, daß mein Stillschweigen weit ausdrucksvoller war, als sein klägliches Winseln. Ein Gefangener meiner Art durfte nicht eher den Mund aufthun, bis der Richter ihn fragte.

38. Der Beichtvater.

Auf Lorenzens Anfrage hatte ich den Wunsch geäußert, meine Ostern zu halten. Des andern Morgens kam ein Jesuit, bey dem ich beichtete; am Oster heiligen Abend reichte mir ein Priester von San Marco das Nachtmahl. Das Bekenntniß meiner Sünden schien meinem Beichtvater zu kurz. Bevor er mir die Absolution ertheilte, gab er mir einen Verweis, und fragte mich nachher, ob ich auch zu Gott betete? Allerdings, erwiederte ich, und zwar von Früh an bis in die Nacht, und vom Abend bis wieder zum Morgen. Alle meine Gedanken und Regungen, alle Vorstellungen meiner Einbildungskraft, und selbst die Ausbrüche meiner Ungeduld, vertreten vor Gott die Stelle des Gebetes. Der Jesuit lächelte, und hielt mir einen weitläuftigen metaphysischen Sermon, den er endlich mit folgenden Worten beschloß: *verehren Sie Gott auf die Art, wie man es Sie gelehrt hat, und glauben Sie zuverlässig, daß Sie nicht eher loskommen werden, als auf den Tag Ihres Schutzheiligen.* Diese Worte machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich. Ich konnte sie gar nicht wieder aus den Gedanken bringen. Von nun an ließ ich keinen Festtag irgend eines Heiligen vorübergehen, ohne mich dessen Schutz zu empfehlen. Es half aber alles nichts. Auf Allerheiligentag ward endlich die Prophezeyung meines Beichtvaters erfüllt.

39. Die Beschäfftigung.

Drey Wochen nach Ostern ward ich den Juden wieder los. Der arme Teufel ward nach den quattri gebracht, wo er noch einige Jahre sitzen mußte. Als er seine Freyheit erlangte, ging er nach Triest, und beschloß daselbst seine noch übrigen Tage. So bald

ich allein war, fing ich emsig zu arbeiten an. Ich hatte keine Zeit zu verlieren, denn ich besorgte täglich einen neuen Gast zu bekommen, der vielleicht darauf bestehen möchte, das Gefängniß auskehren zu lassen. Ich schob mein Bett bey Seite, brannte die Lampe an, warf mich längelang auf den Fußboden, und fing an, mit meinem Spieß ganz kleine Splitter aus einer Diele zu graben. Diese Splitterchen waren anfangs nicht größer als ein Gerstenkorn. Ich that sie in eine Serviette, die neben mir lag. Die Diele war von Lerchenbaumholz, und ungefähr sechzehn Zoll breit. Ich durchgrub sie da, wo sie mit einer andern zusammengefügt war. Weder Nagel, noch anderes Eisenwerk, hinderten mich, denn der Fußboden war blos zusammengepaßt. Nach einer mühseligen Arbeit von sechs Stunden knöpfte ich meine Serviette zusammen, und that sie bey Seite, mit dem Vorsatz, sie des andern Tages hinter den alten Papieren auszuleeren, die in der Dachkammer lagen. Die losgebrochenen Holzsplitterchen machten zusammen ein Volumen aus, das wenigstens viermal so groß war, als das Loch, aus welchem ich sie hervorgeholt hatte. Die Curbe mochte dreyßig Grad von einem Zirkel ausmachen; sein Diameter etwa 10 Zoll. Ich war mit meiner Arbeit sehr zufrieden, schob mein Bett wieder an seinen Ort, leerte des andern Morgens meine Serviette aus, und machte die angenehme Bemerkung, daß man die ausgeschüttelten Splitter schwerlich entdecken werde. Tages darauf ward ich unter der obersten, zwey Zoll dicken Diele noch eine andere gewahr, die mir eben so dick schien, wie jene. In Zeit von drey Wochen hatte ich drey solcher Breter durchbohrt. Nun stieß ich auf das sogenannte terrazzo marmorin, oder den mit Gips-Marmor ausgelegten Fußboden, womit die Zimmer wohlhabender Personen gewöhnlich ausgelegt sind. Wie erschrack ich, als mein Spieß

eben so oft von dieser steinharten Masse wieder abglitschte, als ich ihn ansetzte! Mit unsäglicher Mühe zermalmte ich endlich den Kütt, womit sie zusammenfügt war. Je tiefer ich kam, desto besser ging meine Arbeit von statten. In Zeit von vier Tagen hatte ich die ganze Masse zertrümmert. Unter derselben fand ich noch eine Diele, wie ich schon im voraus vermuthet hatte. Dies war die letzte. Sie zu durchgraben, ward mir außerordentlich sauer, denn die Oeffnung, welche ich gemacht hatte, war bereits zwölf Zoll tief. Indessen fuhr ich unter unablässigem Gebete in meiner Arbeit fort.

40. Die Ueberraschung.

Am fünf und zwanzigsten Junius, dem Festtage des Evangelisten Marcus, welchen die Republik Venedig als ihren Schutzheiligen verehrt, lag ich Nachmittags um drey Uhr mutternackt auf dem Bauche, und arbeitete so emsig an Durchgrabung des Fußbodens, daß mein ganzer Körper vom Schweiße troff. Ich hatte meine Lampe angebrennt, um desto besser sehen zu können. Auf einmal hörte ich die Schlösser an der vordersten Gangthür öffnen. Gott, wie war mir zu Muthe! Im Nu war meine Lampe ausgeblasen, Loch und Spieß mit meiner Serviette bedeckt, mein Bettgestell in den Alcoven geschoben, und Strohsack nebst der Matratze drüber her geworfen. Mein übriges Bettzeug hinwegzuräumen, war zu spät, ich hatte kaum so viel Zeit, mich auf dasselbe zu werfen, und war mehr todt als lebendig, als Lorenz hereintrat. Einen Augenblick später, war ich über meiner Arbeit ertappt.

Um ein Haar wäre mir Lorenz auf den Leib getreten. Ich that einen Schrey; er fuhr wie der Blitz zur Thür hinaus, und sagte im emphatischen

Ton: Mein Gott, lieber Herr, wie dauern Sie mich! Es ist ja so heiß da drin, wie in einem Backofen. Stehen Sie auf, und freuen Sie sich, daß Ihnen der Himmel einen guten Gesellschafter zuschickt. Immer hinein, hinein, gnädiger Herr! Lorenz hatte noch nicht bemerkt, daß ich ganz nackt war, der Fremde nahm es aber wahr, und wandte sein Gesicht von mir. In der Bestürzung wühlte ich unter meinem Bettzeug herum, suchte mein Hemd, und konnte es nicht finden. Noch hatte ich meinem Gaste nicht ins Antlitz gesehen, aber ich hörte wol, daß er sich höchlich beschwerte. Wo bin ich? sagte er mit kläglicher Stimme. Wo steckt man mich hin? Ach, die Hitze! der Gestank! Bey wem bin ich denn eigentlich? Lorenz führte ihn heraus, und rief mir durchs Gitter zu, ich solle ein Hemd anziehen, und in die Dachkammer kommen. Ich hörte, daß er zu dem Fremden sagte, er könne da so lange mit mir auf und ab gehen, bis er zurückkomme, und ihm sein Bett nebst den übrigen Geräthschaften bringe. Mein Gefängniß könne indessen offen bleiben, damit sich der Gestank verliere, der, fügte er hinzu, von nichts anderm herrühre, als vom Oeldampf. Man denke sich mein Erstaunen, als ich vernahm, daß Lorenz um mein Geheimniß wußte! Zuverlässig hatte es ihm der Jude Schalon entdeckt. Ich schätzte mich sehr glücklich, daß Lorenz weiter nicht nachforschte, und bekam von nun an eine gewisse Achtung für ihn.

41. Die erneuerte Bekanntschaft.

Nachdem ich ein anderes Hemd übergeworfen, Schuh und Strümpfe angezogen hatte, und in meinen Schlafrock gekrochen war, kam ich zum Vorschein. Der neuangekommene Gefangene war eben beschäfftigt,

die Sachen, welche er begehrte, auf einem Zettel zu notiren. Das ist ja C.., schrie er, als er mich ansichtig ward. Ich erkannte ihn sogleich für den Abbé F.., aus einer gräflichen Familie im Bresciano gebürtig. Er war ein Mann von sehr edlem Character, außerordentlich reich, in allen guten Gesellschaften beliebt, und ungefähr zwanzig Jahre älter, als ich. Er fiel mir um den Hals, und ich sagte ihm unverholen, daß ich eher des Himmels Einfall erwartet hätte, als seine Gesellschaft. Wir weinten beide. Er eilte, daß er mit seinen Aufträgen fertig ward, und wir blieben allein. Inständig bat ich ihn nunmehr, er möge doch ja nicht zugeben, daß mein Bett hinweggerückt würde, um das seinige an dessen Stelle zu setzen, auch solle er ums Himmels willen den Gefangenwärter nicht an das Auskehren erinnern. Meine Beweggründe sagte ich ihm zwar noch nicht, doch eröffnete ich ihm, zum Zeichen meines Vertrauens, daß ich mir ganz in geheim eine Lampe verfertigt habe, und daß der Gestank, worüber er sich bey seiner Ankunft beschwerte, vom Auslöschen dieser nemlichen Lampe hergekommen sey. Der Abbé versprach mir alles, was ich begehrte, und schätzte sich glücklich, in meiner Gesellschaft zu seyn. Er erzählte mir hierauf, was im Publicum über meine Verhaftnehmung geurtheilt werde, und ich schloß daraus, daß die wahre Ursache derselben aller Welt eben so unbekannt sey, wie mir selbst. Gegen Abend brachte man ihm ein Bett, einen Lehnsessel, Weißzeug, eine herrliche Mahlzeit, und einige Flaschen mit sehr gutem Wein. Mein Abbé konnte nichts genießen, ich hingegen ließ es mir trefflich schmecken. Dies war das erstemal seit drey Vierteljahren, daß ich nach meinem Geschmack aß. Mein Bett blieb stehen, wo es stand, man kehrte nicht aus, schloß unser Gefängniß zu, und ließ uns allein.

42.

42. Gegenseitige Vertraulichkeit.

Ich holte nunmehr meine Lampe aus dem Loche, reinigte sie vom terrazzo, das hineingefallen war, versah sie mit einem frischen Tochte, und steckte sie an. Nun plauderten wir bey Licht. Die Geschichte dieser Lampe machte dem Abbé sehr viel Vergnügen. Zur Erkenntlichkeit erzählte er mir die seinige. Gestern, sprach er, war ich in Gesellschaft der Madame Aless. . . und des Grafen P. Mart. . . Wir nahmen eine Gondel, und schifften nach Fusino. Von da fuhren wir nach Padua in die Oper. Nach dem zweyten Act führte mich mein Unstern in den Spielsaal. Hier erblickte ich den kaiserlichen Bothschafter Grafen von Ros..... und die Frau von R.., deren Gemahl in der Kürze als venetianischer Bothschafter nach Wien gehen sollte. Ich machte diesem Herrn, der nicht masquirt war, eine stumme Verbeugung, und sagte seiner Dame ein Compliment. Im Fortgehen rief mir Gr. R.... ganz laut zu: „Wohl Ihnen, daß Sie die Erlaubniß haben, mit einer so liebenswürdigen Dame zu sprechen! In solchen Augenblicken macht mir der Character, welchen ich bekleide, das schönste Land des Erdbodens zur Hölle. Sagen Sie ihr gefälligst, daß ich sie kenne, daß die Gesetze, welche mich hier mit ihr zu sprechen verhindern, am Wiener Hofe keine Gültigkeit haben, und daß ich sie im künftigen Jahre dort aufsuchen werde, um ihr den Krieg anzukündigen.„ Frau von R... sah, daß der Graf sich mit mir unterhielt, winkte mir, und fragte mich lächelnd, was er mit mir gesprochen habe. Ich trug kein Bedenken, es ihr zu sagen. Sie bat mich hierauf, ihm folgende Antwort zu hinterbringen: „Sie nähme die Kriegserklärung an. In der Folge werde es sich zeigen, wer sein Handwerk am besten verstehe.„ Ich fand nichts Verdächtiges

in diesem Complimente, und überbrachte es dem Grafen. Ich trat sodann an den Spieltisch, verlohr einige Zechinen, ging wieder zu meiner Gesellschaft, speisete mit ihr zu Nacht, fuhr noch des nemlichen Abends hieher, und ging gleich nach meiner Ankunft nach Hause. Noch hatte ich nicht ausgeschlafen, als mir ein unbekannter Mensch ein Billet überbrachte, worin mir gemeldet wurde, ich möchte nach der bussola kommen, und dort vernehmen, was mir il circospetto Secretario zu sagen habe. Mir ahndete nichts Gutes, doch stellte ich mich ein. Anstatt mit mir zu reden, gab der Secretaire sogleich Befehl, mich hieher zu bringen.

Ich suchte den Abbé zu überzeugen, es müsse ihm doch zur großen Beruhigung gereichen, daß er sein Vergehen kenne, und die Ursache seiner Verhaftnehmung wisse. Hiernächst tröstete ich ihn mit der Hoffnung, daß er vermuthlich mit achttägigem Gefängniß und einer halbjährigen Verweisung nach seiner Vaterstadt davon kommen werde. Der gute Mann, welcher sich ganz unschuldig wußte, hatte aber gar keine Idee davon, daß man ihn auf diese Art bestrafen könne. Ich ließ ihn bey diesem Wahn, aber meine Vorhersagung traf richtig ein. Ich war fest entschlossen, ihm seine Gefangenschaft so viel als möglich zu erleichtern, und nahm in der That sehr viel Antheil an seinen Leiden. Die Flöhe bissen ihn erbärmlich; dies veranlaßte ihn zu der Frage, warum ich denn gar nicht auskehren lasse? Um ihn zu überzeugen, daß ich kein Schwein sey, sondern eben so gut Gefühl habe, wie er, entdeckte ich ihm alles, und zeigte ihm das Loch, welches ich gegraben hatte. Jetzt ärgerte er sich, daß er mir dies Geheimniß gleichsam abgenöthigt hatte. Er ermunterte mich sodann, meine Arbeit noch des nemlichen Tages zu vollenden, erbot

sich,

sich, mich an dem Seil hinab zu lassen, und solches hernach wieder an sich zu ziehen. Dies Erbieten war edel, würde aber seine Sache gar sehr verschlimmert haben. Ich lehnte es ab, und wies ihm das Modell einer Maschine, vermittelst deren ich das Betttuch, welches mir statt des Seils dienen sollte, nach meiner Hinabfahrt wieder an mich zu ziehen hoffte. Er wünschte mir Glück zu dieser Erfindung, die mir um so mehr ganz unentbehrlich war, da widrigenfalls Lorenz, der alle Morgen durch das nemliche Zimmer gehen mußte, meine Flucht augenblicklich entdeckt, und mich von neuem arretirt haben würde.

43. Die Trennung.

Die acht Tage, welche meinem Freunde, wie ich ihm prophezeyt hatte, zum Aufenthalt bestimmt waren, gingen schnell vorüber. Am dritten Julius kam Lorenz, und kündigte ihm an, er solle sich gleich nach der Terz in Bereitschaft halten. Wir wandten die drey letzten Stunden unsers Zusammenseyns dazu an, uns ewige Freundschaft zu schwören. Verschwiegenheit meiner ihm gemachten Entdeckungen ließ ich mir nicht von ihm versprechen; für einen so würdigen Mann wäre dies die größte Beleidigung gewesen. Lorenz erschien, führte ihn fort, und ließ mein Gefängniß offen. Nach Verlauf einer Viertelstunde kam er wieder, holte alles ab, was meinem liebenswürdigen Gesellschafter gehörte, und schloß mich ein. Jetzt wußte ich, woran ich war. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich meiner. Ich konnte diesen ganzen Tag nichts thun, nicht einmal lesen. Des andern Morgens legte mir Lorenz Rechnung von seinen Auslagen ab. Es fand sich ein Ueberschuß von vier Zechinen. Ich überließ dieselben seiner Frau. Lorenz schien äußerst gerührt. Ich sagte ihm zwar

nicht,

nicht, daß dies mein Lampenzins sey; er konnte es aber leicht vermuthen.

44. Die Beharrlichkeit.

Ich war so glücklich, meine Arbeit sieben Wochen lang fortsetzen zu können, ohne nur ein einzigmal gestört zu werden. Am 23sten August war sie vollendet. Die Ursache dieser langwierigen Verzögerung ist leicht zu erklären. Man bedenke nur, daß ich alles zu winzig kleinen Stückchen verarbeiten mußte. Als ich es endlich so weit gebracht hatte, daß ich durch ein ganz klein Löchelchen, ungefähr von der Größe eines Wassertropfens, ins untere Zimmer hinabsehen konnte, ward ich zu meinem größten Leidwesen dicht vor der Oeffnung, die ich gegrabeu hatte, einen Queerbalken gewahr. Unmöglich konnte ich mich zwischen diesem hindurch zwängen. Mithin blieb mir nichts anderes übrig, als die Oeffnung noch um ein Viertel zu erweitern. Als dies geschehen war, bohrte ich abermals ein klein Loch, und sah nun zu meiner unaussprechlichen Freude, daß mein Endzweck erreicht sey. Sorgfältig stopfte ich beide Löcherchen wieder zu, damit ja nicht der Schimmer meiner Lampe, oder etwa ein Stückchen Holz hinabfallen möchte; beides würde mich augenblicklich verrathen haben. Jetzt nahm ich mir vor, in der Nacht vor dem Feste des heiligen Augustin zu entfliehen. Ich wußte, daß sich desselbigen Tages allemal der große Rath versammle, und daß folglich keine Leute in der bussola seyn würden, die dicht an das Zimmer stieß, durch welches ich gehen mußte, um ins Freye zu kommen. Deswegen bestimmte ich den 27sten August zum Tage meiner Flucht.

45. Das unglückliche Ereigniß.

Am 25sten August begegnete mir etwas, bey dessen Erinnerung mir noch itzt die Haare zu Berge stehen. Gerade in der Mittagsstunde rasselten die Riegel. Ich war halb des Todes vor Schrecken; das Herz wollte mir zerspringen; ich sank wie sinnlos auf meinen Sessel. Lorenz kam ans Gitter, und sagte mit einer Art von Theilnahme: Herr, ich habe Ihnen eine gute Botschaft zu bringen, wozu ich gratulire. Anfangs glaubte ich, er wolle mir meine Befreyung ankündigen. In diesem Fall war ich verlohren; sobald man das Loch entdeckte, würde man meine Begnadigung ganz unfehlbar wiederrufen haben. Lorenz trat herein, und sagte, ich solle mit ihm gehen. Ich begehrte so lange Aufschub, bis ich mich angekleidet hätte. Das ist nicht nöthig, sprach er; ich will Sie nur aus diesem abscheulichen Loche in ein ganz neues Gefängniß bringen, das zwey Fenster hat, und hübsch hell ist. Dort können Sie halb Venedig übersehen; können aufrecht herumgehen; können — Mir verging Hören und Sehen; ich verlangte Weinessig von Lorenzen, ersuchte ihn dringend, er möge doch gleich zum Secretaire gehen, in meinem Namen ihm danken, und ihn um Gottes willen bitten, mich da zu lassen, wo ich sey. Lorenz schlug ein helles Gelächter auf, und sagte, ich sey nicht gescheid; man pflege mein Gefängniß nur die Hölle zu nennen; dasjenige, wo er mich hinbringen wolle, sey ein wahres Paradies dagegen. Fort! fort! fügte er hinzu. Sie müssen hübsch folgen. Kommen Sie! Ich will Sie führen. Ihre Bücher und übrige Sachen sollen gleich nachkommen. Stumm und betäubt wanderte ich mit ihm fort. Er befahl einem seiner Leute, meinen Lehnsessel zu bringen. Dies be=

beruhigte mich ein wenig; denn mein Spieß war im Strohfutter dieses Sessels verborgen. Besser etwas, dacht ich, als gar nichts. Hätte ich nur das schöne Loch mitnehmen können, das mich so viel Mühe gekostet hatte! Nur dem Leibe nach trennte ich mich von ihm; meine ganze Seele blieb dort. Lorenz, auf dessen Schulter ich mich stützte, führte mich durch zwey schmale Gänge, und stieg sodann einige Stufen mit mir hinab. Jetzt traten wir in einen hellen geräumigen Saal. Nun kamen wir wieder in einen Gang, der ungefähr zwey Schuh breit und zwölfe lang war. Zur Rechten des Eingangs sah ich zwey Fenster, mit eisernen Stäben verwahrt. An diesen Gang stieß die Thür meines neuen Gefängnisses, in deren Mitte ebenfalls ein Fenstergitter angebracht war, vermittelst dessen ich durch die zwey andern hindurchsehen konnte. Von hier aus hatte ich eine weite Aussicht über einen Theil von Venedig, bis an das Lido. Was mich aber noch weit mehr interessirte, war dies, daß ein angenehmes kühles Lüftchen durch die offenen Fenster in meinen Käfig drang. Dies war wahrer Lebensbalsam für mich. Lorenz schloß mich ein, und ging fort, nachdem er mir zuvor meinen Lehnsessel überliefert, und mich versichert hatte, daß er gleich wieder zurückkommen, und mein Bett nebst den übrigen Geräthschaften mitbringen wolle.

Zweiter Theil.

---

1. Die gespannte Erwartung.

Starr und unbeweglich saß ich in meinem Lehnstuhle, wie eine Bildsäule. Ich sah ein, daß meine viele Mühe und Arbeit verlohren war; gleichwohl reute sie mich nicht. Ich hatte keine Hoffnung mehr, und suchte meine ganze Beruhigung in dem Entschluß, von nun an nie wieder an die Zukunft zu denken. Meine Gedanken erhoben sich zu Gott; es kam mir vor, als habe er mir diese Züchtigung deswegen zugeschickt, weil ich drey Tage unbenutzt hatte vorübergehen lassen, die ich dazu anwenden konnte, mich in Freyheit zu setzen. Während ich diese Betrachtungen anstellte, kamen zwey von Lorenzens Leuten, und brachten meine Betten. Sie entfernten sich, um das Uebrige zu holen, es verstrichen aber zwey volle Stunden, ohne daß jemand zum Vorschein kam; gleichwohl stand die Vorderthür meines Gefängnisses noch offen. Dies Außenbleiben brachte mich auf allerley Gedanken. Da ich nichts errathen konnte, so fing ich an, das Aergste zu fürchten, und machte mich auf alles gefaßt.

2. Die Brunnen.

Außer den bereits beschriebenen Gefängnissen hatten die Staatsinquisitoren noch neunzehn andere unter dem Pallast des Doge. Sie waren für Verbrecher bestimmt, die den Tod verdient hatten. Diese unterirdischen Kerker sind wahre Gräber, aber man nennt sie Brunnen. Sie verdienen diesen Namen, denn sie sind immer zwey Schuh hoch mit Seewasser angefüllt, das zu den nemlichen Gitterlöchern hineinläuft, wodurch sie ihr bißchen Tageslicht erhalten. Will

der Gefangene nicht den ganzen Tag über bis an die Knie in salzigem Wasser stehen, so ist er genöthigt, sich auf ein Gestell zu setzen, das ihm zugleich zum Nachtlager dient. Zu seiner Bequemlichkeit hat er nichts, als einen Strohsack. Alle Morgen erhält er einen Krug mit Wasser, eine Suppe, und ein Stück schwarz Brod. Letzteres muß er gleich verzehren, wofern es ihm die Wasserratten nicht wegfressen sollen, deren es hier größere gibt, als in meiner Dachkammer. Wer in ein solches Loch gesteckt wird, kömmt selten wieder heraus. Man sollte glauben, daß es hier niemand länger, als höchstens ein halbes Jahr aushalten könne, und dennoch haben verschiedene solcher Gefangenen ein hohes Alter erreicht. So starb zu meiner Zeit ein Greis von achtzig Jahren in einem dieser Löcher, der, als man ihn hineinsteckte, erst vierzig war. Er hatte sich im Jahr 1716 bey der Belagerung von Corfu als Spion brauchen lassen. Ich glaubte ganz gewiß, daß ich ein ähnliches Geschick haben, daß man mir ebenfalls einen dieser sogenannten Brunnen zum Aufenthalt anweisen würde.

3. Lorenz in Wuth.

Endlich hörte ich die Thür öffnen, und jemand mit hastigen Schritten durch den Gang tappen. Es war Lorenz. Er schäumte vor Wuth, begehrte die Werkzeuge von mir, womit ich den Boden aufgegraben hätte, und wollte durchaus wissen, von wem ich sie bekommen hätte. Ich that, als verstünde ich ihn nicht. Er befahl hierauf zwey Häschern, mich zu visitiren. Ohne dies abzuwarten, warf ich die Kleider vom Leibe, und stellte mich mutternackt vor ihm hin. Jetzt mußten seine Leute mein Bett, meinen Strohsack, ja sogar den Nachtstuhl durchsuchen. Er selbst riß das Kissen von meinem Sessel, befühlte es überall,

und warf es, als er nichts drin fand, in vollem Grimm auf die Erde. Schon gut! schrie er; wenn Sie mir nicht sagen wollen, wo die Werkzeuge sind, mit welchen Sie den Fußboden aufgebrochen haben, so sollen Sie es wol jemand anderm gestehen. Ich versetzte, wenn es ja gegründet sey, daß ich den Fußboden aufgebrochen hätte, so könne ich die Werkzeuge von niemand anderm erhalten haben, als von ihm selbst. Seine Leute stimmten mir bey. Darob ward er wüthend, rannte sich den Kopf wider die Wand, stampfte mit den Füßen, und betrug sich wie ein Narr. Endlich begab er sich mit seinen Leuten hinweg. Letztere brachten mir gleich darauf alle meine Sachen, ausgenommen den Schleifstein und meine Lampe. Lorenz ging auf den Gang, und schlug die Fenster zu. Jetzt war ich gleichsam hermetisch verschlossen. Kein Lüftchen drang bey der unerträglichen Hitze in mein enges Gemach. Dennoch freute ich mich, daß ich so wohlfeilen Kaufes davongekommen war. Glücklicherweise stack mein Spieß noch im Sessel. Dies war mein Trost, ob ich gleich noch nicht im Stande war, einen neuen Plan zu entwerfen.

4. Wie die Arbeit, so der Lohn.

Die Nacht hindurch konnte ich kein Auge zuthun. In aller Frühe brachte mir Lorenz sauren Wein, verdorbenes Wasser, faulen Sallat und stinkendes Fleisch. Mein Gefängniß ward nicht gereinigt, die Fenster blieben zu. Es kam ein Kerl mit einer eisernen Stange, der stieß an alle Wände meines Kerkers, rückte mein Bett hinweg, und visitirte jedes Fleckchen des Fußbodens. Diese Beschäfftigung setzte man täglich fort. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß der Kerl nie mit seiner Stange an die Decke stieß. Vielleicht, dacht

dacht ich, kannst du da oben hinaus. Aber wie? das war die Frage.

Der Mittag kam herbey; es ward unerträglich heiß; ich konnte weder essen, noch trinken, denn alle meine Nahrungsmittel waren verdorben. Der Schweiß entkräftete mich so sehr, daß ich nicht einmal zu lesen, geschweige herumzugehen vermochte. Des andern Tages ward ich wieder so behandelt. Man brachte mir Kalbfleisch; es stank schon von weitem. Ich fragte den Lorenz, ob er vielleicht Befehl habe, mich vor Hunger und Hitze verschmachten zu lassen. Er ging, und sagte kein Wort. Des dritten Tages ward ich wieder so behandelt. Ich äußerte, daß ich ein paar Zeilen an den Secretaire schreiben wolle, und verlangte zu dem Ende Bleystift und Papier. Lorenz ging, und sagte kein Wort. Jetzt sann ich auf Rache. Um Kräfte zu bekommen, aß ich meine Suppe und etwas Brod, das ich in Cyperwein tunkte. Es war mein fester Entschluß, ihm des andern Tages meinen Spieß in die Gurgel zu stoßen. Lorenz kam; weg war mein Entschluß. Ich ließ es bey der Drohung bewenden, daß ich ihn unfehlbar ermorden würde, so bald man mich wieder in Freyheit setze. Lorenz lachte, ging seines Weges, und sagte kein Wort. Ich konnte nun nicht anders glauben, als daß er mein Unternehmen dem Staatssecretaire verrathen, und von diesem Befehl erhalten habe, mich auf die obenbeschriebene Art zu behandeln. Nun wußte ich fast nicht mehr, was ich anfangen sollte; ich rang mit der Verzweiflung, und war wirklich in Gefahr, an Entkräftung zu sterben.

5. Das Rettungsmittel.

Sieben Tage lang hielt ich aus, am achten donnerte ich Lorenzen fürchterlich an, foderte meine

Rechnung, und schalt ihn im Beyseyn seiner Leute einen Menschenschinder. Er versprach mir meine Rechnung auf den folgenden Tag, und wollte wieder gehen. Sogleich packte ich meinen Nachteimer an, und gab ihm durch meine Stellung zu erkennen, daß ich denselben in den Gang schütten wolle. Er ließ ihn ausleeren; dies verunreinigte die Luft; er entschloß sich, ein Fenster zu öffnen; schlug es aber gleich wieder zu, sobald der Eimer zurückgebracht war. Ich that wie rasend, schrie aus Leibeskräften, es half aber nichts. Indessen hatten meine Scheltworte doch wenigstens einigen Eindruck auf Lorenz gemacht; ich beschloß also, ihn das nächstemal noch schlimmer zu behandeln. Tages darauf brachte mir Lorenz ein schmackhaftes Mahl, öffnete die Fenster, und überreichte mir ein Geschenk von Herrn von Br..., das in einem Korbe voll Citronen bestand. Jetzt legte sich mein Grimm. Lorenz überreichte mir seine Rechnung. Ich sah sie nur obenhin an, und überließ das ersparte Geld seiner Frau, bis auf einen einzigen Zechine, den ich für seine Leute bestimmte. Sie dankten, und begaben sich hinweg. Nun waren wir allein. Sie haben mich versichert, sprach er lächelnd, daß Sie die Werkzeuge, womit Sie den Boden aufgruben, von mir erhielten; mithin darf ich mich wol diesfalls nicht weiter erkundigen. Thun Sie mir aber doch wenigstens den Gefallen, und lassen Sie mich wissen, von wem Sie die Materialien zu Ihrer Lampe bekamen. Von Ihnen selbst, gab ich zur Antwort. Das hätte ich doch nicht gedacht, fuhr er fort, daß Sie den Spaß so weit treiben würden. Nichts ist gewisser, erwiederte ich in ernstem Tone, als daß Sie mir alles mit Ihren eigenen Händen gegeben haben, was ich zu Verfertigung meiner Lampe bedurfte. Hierauf fing ich an, ihm alles haarklein

zu erklären. Er ward überzeugt, schlug sich vor die Stirn, und fragte, ob ich ihn wol eben so bündig überführen könne, daß er mir zu den bereits erwähnten Werkzeugen verholfen habe. Allerdings, erwiederte ich, aber wenn das geschehen soll, so muß der Secretaire dabey seyn. Bedenken Sie, daß ich Frau und Kinder habe, gab er mir zur Antwort, und ging. Jetzt sah ich ein, daß es sein eigenes Interesse erheischte, mich nicht zu verrathen. Meine Freude war groß. Ich kannte nun das Mittel, mich diesem Menschen furchtbar zu machen.

6. Die Lectüre.

Ich trug Lorenzen auf, mir die Werke des Marchese Maffei zu kaufen. Diese Ausgabe schien ihm gar nicht zu behagen. Er erbot sich, mir andere Bücher zu verschaffen, deren Lectüre mir nicht einen Pfennig kosten solle. Er kenne Leute, die deren genug hätten, und gern mit mir tauschen würden. Ich machte ihm die Einwendung, es würden wol Romane seyn, und diese möchte ich nicht haben. Dies verdroß ihn. Ich solle doch ja nicht glauben, sprach er, daß ich der einzige gescheide Mann sey, über den er die Aufsicht habe; über mir säßen wol noch ganz andere Leute. Jetzt that ich sehr ehrerbietig, und gab ihm sogleich den ersten Band von Petau's Chronologie, mit der Bitte, mir ein Werk von gleicher Wichtigkeit dafür zu verschaffen. Nach einigen Minuten brachte er mir den ersten Theil von Wolfs philosophischen Schriften. Es war die lateinische Ausgabe. Ich that sehr vergnügt darüber, und nahm meinen Wunsch in Betreff des Maffei zurück. Lorenz freute sich, daß er mir den Kopf zurechtgesetzt hatte, und ging seines Weges.

7. Der Briefwechsel.

Als ich meinen Wolf durchblätterte, fiel mir ein beschriebenes Papier in die Augen. Es standen sechs Verse darauf, die eine Paraphrase von dem bekannten Ausdruck des Seneca enthielten: calamitosus est animus futuri anxius. Ich verfertigte sogleich sechs ähnliche Verse. Statt der Dinte schrieb ich mit Maulbeersaft. Statt der Feder bediente ich mich des kleinen Fingers an meiner rechten Hand, an welchem ich einen sehr langen Nagel hatte, den ich statt des Ohrlöffels gebrauchte, und den ich jetzt spitzig machte. Da ich ihn zwischen den Daumen und Zeigefinger nahm, so konnte ich ziemlich bequem damit schreiben. Auf diese Manier verfertigte ich das Verzeichniß meiner Bücher, und steckte solches in die Hohlung, welche die italiänischen Bände gewöhnlich haben. Wo der Titel zu stehen pflegt, schrieb ich die Worte hin: latet, quaere. Des andern Tags gab ich Lorenzen das Buch, und verlangte wieder ein anderes. Gleich darauf brachte er mir den zweiten Band vom Wolf. Als ich ihn aufschlug, lag ein lateinisches Briefchen darin. Der Verfasser desselben meldete mir, er nenne sich Marino Balbi, sey ein Venetianischer Edelmann, und Priester de Sommaccha. Er sitze gerade über meinem Gefängniß, und zwar in Gesellschaft des Grafen Andreas Asquin, aus Udine, der Hauptstadt in Friaul, gebürtig. Dieser lasse mir alle seine Bücher anbieten. Das Verzeichniß derselben würde ich in der Hohlung des überschickten Bandes finden. Uebrigens empfahl man mir die größte Vorsicht, damit unser Briefwechsel nicht entdeckt werden möge. Ich nahm sogleich das übersandte Verzeichniß, und schrieb meine Antwort auf die Rückseite desselben. Sie enthielt meinen Namen und meine Geschichte, aber von Durchbrechung des Fußbodens sagte ich geflissentlich nichts. Tags darauf gab ich

das

das Buch zurück, und erhielt dafür ein anderes, worin abermals ein langer Brief von Pater Balbi lag. Ich ersah daraus, daß er schon seit vier Jahren in den Bleykammern saß. Man sperrte ihn um deswillen ein, weil er verschiedene uneheliche Kinder gezeugt hatte, die er ohne Bedenken auf seinen Namen taufen ließ. Die Gründe, womit er dies Betragen nicht etwan zu entschuldigen, sondern gar zu rechtfertigen suchte, waren erbärmlich. Sein ganzer Brief überzeugte mich, daß der Mann ein Sophist war, und nicht nur einen originellen, sondern sehr verdorbenen Character hatte. Außerhalb meines Gefängnisses hätte ich ihn gewiß keiner Antwort gewürdigt, aber unter meinen damaligen Verhältnissen mußte ich alles benutzen. Im Rücken des Einbandes fand ich zwey Federn und ein Stückchen Tusche; im Buche lagen zwey Blatt Papier. Nun konnte ich in aller Gemächlichkeit schreiben. Zu meiner Verwunderung ersah ich aus Balbi's Briefe, daß er von allem unterrichtet war, was in den Gefängnissen vorging. Ein Gefangenwärter, Namens Niklas, den er auf seine Seite gebracht hatte, erzählte ihm alles. Um mich hiervon zu überzeugen, beschrieb er mir nicht nur die ganze Geschichte meines Durchbruchs, sondern meldete mir auch, daß man den Patricier Pr. G. C. in mein voriges Gefängniß gesetzet habe. Die Arbeitsleute, welche das von mir gegrabene Loch wieder zugemacht hatten, waren vorher eidlich verpflichtet worden, über diesen Punct das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Balbi wollte durchaus wissen, mit welchen Werkzeugen ich das Loch verfertigt hätte. Ich fürchtete, es stecke eine Verrätherey dahinter, und machte ihm weiß, ich hätte mich dazu eines Messers bedient, welches man mir bey meiner Verhaftnehmung gelassen, und das ich nunmehr in meinem neuen Gefängniß oberhalb des Fensters versteckt habe. Ist deine Be-

sorgniß gegründet, dacht ich; so kömmt Lorenz gewiß, und sieht an dem angezeigten Orte nach. Ich erhielt bald wieder eine weitläuftige Antwort vom Pater Balbi. Er glaubte meiner Versicherung, und verlangte das Messer zu sehen. Der neugierige Mann! Am Schluß des Schreibens schilderte er mir seinen Mitgefangenen, den Grafen Asquin. Er war ein Mann von siebenzig Jahren, sehr dick, und an dem einen Fuße lahm. Da er nicht viel Vermögen hatte, so trieb er zu Udine das Advocatenhandwerk. Einst vertheidigte er den Bauernstand, den der Adel von den Provinzialversammlungen ausschließen wollte. Die Bauern hatten Unrecht, und ihr Proceß gab Anlaß zu Unruhen. Man warnte den Grafen, von Seiten des Senats, er folgte aber nicht. Die Staatsinquisitoren ließen ihn demnach beym Kopf nehmen, und in die Bleykammern bringen. Hier saß er schon seit fünf Jahren, und vertrieb sich die Zeit mit Lesen. Er hatte täglich funfzig Sous, so wie ich, verzehrte deren aber nur zwölf. Da er sein Geld in die Hände bekam, so hatte er sich auf diese Art einige Dutzend Zechinen erspart. Pater Balbi hingegen hatte immer nichts in der Tasche, und da ihm der Graf kein Geld gab, so schilderte er ihn als einen Geizhals, und zog heftig auf ihn los.

8. Der Vorschlag.

Drey Tage gingen vorüber, und Lorenz suchte nicht nach dem Messer. Mein Argwohn verschwand. Meine Sehnsucht nach Freyheit erwachte wieder. Sie zu befriedigen, sah ich aber kein ander Mittel, als durch die Decke meines Kerkers zu entfliehen. Hier konnte mir der Pater Balbi behülflich seyn. In meinem nächsten Briefe fragte ich ihn, ob er sich wol entschließen könne, gemeinschaftliche Sache mit mir zu ma-

machen, und alles zu wagen, um sich und mich in Freyheit zu setzen. Er sowohl, als sein College, waren es zufrieden, stellten sich aber die Sache als unmöglich vor. Ich schrieb ihm, er solle mir nur sein Wort geben, daß er meine Vorschrift befolgen wolle; ich stünde für alles. Er versprach Folgsamkeit, war zu allem willig und bereit. Jetzt meldete ich ihm, es sey kein Messer, womit ich das Loch gegraben hätte, sondern ein ganz anderes Instrument. Alles beruhe darauf, wie ich ihm dasselbe in die Hände spielen könne. Mit diesem Instrumente solle er die Decke seines Gefängnisses aufbrechen, hinaussteigen, und auf demselben hinweggehen, um an die Mauer zu gelangen, die unsere Gefängnisse trenne. In diese solle er ein Loch machen und hindurch kriechen, so werde er sich auf der Decke meines Kerkers befinden. Wenn er nun auch diese erbreche, so würde ich hinauskommen, und mich mit ihm und dem Grafen an das Hauptdach machen. Hier wollten wir uns ebenfalls durcharbeiten, und die bleyernen Platten aufheben. Befänden wir uns nur erst auf dem Hauptdache, so würde ich sodann schon dafür sorgen, daß wir glücklich und unbeschädigt auf die Straße kämen. Balbi hatte in seinem nächsten Briefe gegen diesen Entwurf sehr viel zu erinnern. Die Ausführung desselben schien ihm ganz unmöglich zu seyn. Ich erinnerte ihn an sein Versprechen, und rieth ihm, sich vor allen Dingen vierzig bis funfzig Heiligen-Bilder zu kaufen, und alle Wände seines Kerkers, vorzüglich aber die Decke, damit zu bekleben. Zugleich meldete ich ihm, daß ich mich schlechterdings nicht eher deutlicher erklären würde, bis er diese Vorschrift befolgt habe.

9. Das Vehikel.

Ich trug Lorenzen auf, mir die neue Bibel in Folio zu kaufen, die erst unlängst herausgekommen

war,

war, und außer der Vulgata auch noch die Uebersetzung der siebenzig Dolmetscher enthielt. Sie sollte mir zum Vehikel dienen, dem Pater Balbi meinen Spieß zu übersenden. Ich erhielt sie, steckte den Spieß hinein, ward aber leider gewahr, daß er zwey Zoll breit hervorragte. Lorenz hätte stockblind seyn müssen, wenn er ihn nicht wahrgenommen hätte. Ich sann hin und her, und entdeckte endlich dem Pater Balbi meine Verlegenheit. Dieser spöttelte darüber, meldete mir, daß sein Behältniß bereits mit den Heiligenbildern austapezirt sey, und schlug mir vor, ihm den Spieß in meinem Schlafpelze zu übersenden. Dieser Vorschlag verrieth eine gewisse Kühnheit, die mir gefiel, doch sah ich voraus, daß Lorenz den Pelz unfehlbar aus einander schlagen, und daß ihm sodann mein Spieß vor die Füße fallen würde. Doch schrieb ich an Balbi, er könne den Pelz abholen lassen. Er that es; daß ich den Spieß nicht hineinwickelte, versteht sich von selbst. Sein nächstes Billet überzeugte mich, daß meine Vermuthung gegründet war. Lorenz hatte den Pelz auseinander gemacht, und der arme Mönch war halb des Todes für Schrecken. Mittlerweile hatte ich mich auf ein besseres Hülfsmittel besonnen. Ich bestellte nemlich bey Lorenz drey Pfund Macaroni, sagte ihm, daß ich auf Michaelis meine Mitgefangenen damit tractiren, und sie selbst zurecht machen wolle. Zu dem Ende bestellte ich zwey Schüsseln; eine sehr große für meine Gäste, und eine kleinere für mich. Auf den bestimmten Tag brachte mir Lorenz alles, was ich bedurfte. Ich hatte bereits meinen Spieß mit Papier umwickelt, und dergestalt in den Rücken des Einbandes meiner Bibel verborgen, daß auf jeder Seite nur ein Zoll von demselben hervorguckte. Mit dem Rücken gegen Lorenz gekehrt, setzte ich jetzt die große Schüssel auf die Bibel, welche ganz davon bedeckt war. Nun füllte ich die Schüssel bis

an den Rand mit Macaroni, Parmesankäse und zerlassener Butter. Als mein Gericht fertig war, gab ich Lorenzen Bibel und Schüssel auf die flachen Hände, und ersuchte ihn, es meinen Gästen zu bringen. Wollte er nichts verschütten, so mußte er mit unverwandten Augen in die Schüssel sehen, und dadurch ward er den Spieß nicht gewahr. Balbi, den ich bereits von allem unterrichtet hatte, gab mir gleich darauf, durch dreymaliges Niesen, das verabredete Zeichen, daß er alles glücklich erhalten habe. Bald hernach kam auch Lorenz zurück, und versicherte mich mit fröhlicher Miene, daß er nicht das geringste verschüttet habe.

10. Der Durchbruch.

Eine ganze Woche brachte Pater Balbi damit zu, die Decke seines Gefängnisses zu zerbrechen. Vor dem Loche, welches er gemacht hatte, pflegte er allemal einen großen Kupferstich mit gekautem Brode zu befestigen. Am achten October schrieb er mir, er habe die ganze Nacht hindurch an der Mauer, die uns von einander absonderte, gearbeitet, und gleichwohl nur einen einzigen Stein losbringen können; das Mauerwerk sey außerordentlich fest, doch wolle er sich die Mühe nicht verdrießen lassen, seine Arbeit fortzusetzen, wenn unser Entwurf nur gelinge. Ich that alles mögliche, ihn bey gutem Muthe zu erhalten, aber leider sah ich selbst noch nicht ein, wie wir entfliehen wollten. Nach und nach ward jedoch dem Pater Balbi die Arbeit leichter; in wenig Nächten hatte er sechs und dreyßig Backsteine aus der Mauer genommen. Am sechzehnten October hörte ich ihn oberhalb meines Gefängnisses trappeln. Er gab mir das verabredete Signal, welches in dreymaligem Anklopfen bestand. Ich beantwortete es sogleich mit drey

ähn-

ähnlichen Schlägen. Eine Minute nachher hörte ich ihn arbeiten. Ich betete inbrünstig zu Gott, seine Arbeit zu segnen. Gegen Abend wiederholte er das erwähnte Signal, und ging wieder über die Mauer in sein Gefängniß zurück. Des andern Morgens meldete er mir, wenn die Decke meines Gefängnisses nur aus zwey Reihen übereinander gelegter Bretter bestehe, so hoffe er seine Arbeit in vier Tagen zu vollenden, denn das eine Brett, welches er durchbrochen habe, sey nur einen einzigen Zoll dick. Er versicherte mich zugleich, daß er meine Vorschrift genau befolgen, und sich sorgfältig hüten wolle, das letzte Brett ganz zu durchbohren, damit man ja nichts von unserm Vorhaben gewahr werde. Doch wolle er sich dergestalt einrichten, daß er die gemachte Oeffnung in Zeit von einer Viertelstunde vollends durchgraben könne. Wer war froher, als ich! Die Arbeit konnte den Donnerstag vollendet seyn; den nächsten Sonnabend bestimmte ich zur Flucht.

11. Das unerwartete Hinderniß.

Pater Balbi war eben in voller Arbeit begriffen, als man die Vorderthüren meines Gefängnisses öffnete. Das Blut erstarrte mir in den Adern, als ich dies vernahm. Eiligst gab ich ihm das Lärmzeichen, indem ich zweymal an die Decke klopfte. Eine Minute nachher trat Lorenz herein, und hinter ihm her ein kleiner, magerer, häßlicher, übel gekleideter Kerl, der vierzig bis funfzig Jahre alt schien, und eine schwarze runde Perücke trug. Während ihm zwey Häscher die Fesseln abnahmen, bat ich Lorenzen, ihm einen Strohsack zu verschaffen. Er that es, schloß uns ein, und sagte im Weggehen, das Tribunal habe ihm zu seinem Lebensunterhalte täglich zehn Sous bestimmt. Vergelt's Gott, sagte mein neuer Herr Col-

lege. Ich sah ihm scharf in die Augen; der Kerl hatte ein wahres Spitzbuben-Gesicht. Mein Interesse erheischte es, ihn genauer kennen zu lernen, und wollte ich dies, so mußte ich mich mit ihm ins Gespräch einlassen. Er selbst gab mir Gelegenheit hierzu, indem er mir dankte, daß ich ihm einen Strohsack verschafft hätte. Ich bot ihm den Tisch an, dafür küßte er mir die Hand, und fragte mich behende, ob er die zehn Sous, welche für ihn bestimmt wären, dem Gefangenwärter wol abfodern dürfe. Ich gab ihm zur Antwort, er werde sehr wohl daran thun. Ich nahm ein Buch in die Hand, als wollte ich drin lesen. Mittlerweile kniete der Mensch nieder, und zog einen großen Rosenkranz aus der Tasche. Er sah überall umher, wie einer, der etwas sucht. Wo fehlt's? sprach ich. Ey nehmen Sie es doch ja nicht ungütig, gab er zur Antwort, ich sehe mich um, ob ich nicht irgendwo ein Bild der unbefleckten Jungfrau Maria, oder doch wenigstens ein passables Crucifix erblicke; denn ich bin ein guter catholischer Christ, und habe es höchst nöthig, den heiligen Franciscus anzurufen, dessen Namen ich Unwürdiger führe. Beynahe hätte ich dem Menschen unter die Nase gelacht, denn dies possierliche Compliment ließ mich nicht zweifeln, daß er mich für einen Juden ansah. Geschwind griff ich nach meinem Gebetbuche, und reichte es ihm hin. Er besah es, küßte das vor demselben befindliche Bildniß Mariä, gab mir das Buch wieder zurück, und sagte mit sehr bescheidener Miene, er könne nicht lesen. Ich erbot mich, ihm aus dem Buche vorzulesen; auch dies lehnte er ab, mit dem Beyfügen, er habe eine ganz besondere Devotion für den heiligen Rosenkranz. Hierauf erzählte er mir eine Menge von Wundern, die derselbe bewirkt habe, und mit exemplarischer Geduld hörte ich ihm zu. Endlich bat er sich die Er-

laubniß

laubniß aus, das erwähnte Bild vor sich zu stellen, und ihm zu Ehren seinen Rosenkranz zu beten. Dies vergönnte ich ihm gern, und leistete ihm sogar Gesellschaft im Beten. Nach Verlauf einer halben Stunde fragte ich ihn, ob er gespeiset habe. Er versicherte mich, daß er noch nüchtern sey. Ich gab ihm alles, was ich hatte; er schlang es mit der größten Begierde hinunter, weinte aber in einem fort. Als ihm der Wein in den Kopf stieg, flossen seine Thränen noch häufiger, und seine Zunge ward außerordentlich gesprächig. Jetzt ließ ich mir seine Geschichte erzählen. Sie überzeugte mich, daß mein Gesellschafter ein wahres Ungeheuer sey, das mit der ehrlichsten Miene Gott und alle Welt verrieth, wenn es ihm nur Geld eintrug. Er hatte sich lange Zeit von der Staatsinquisition als Spion brauchen lassen, war aber endlich wegen einer falschen Anzeige verhaftet worden. Seines Handwerks war er ein Barbier, und hieß Soradaci. Ich that sehr gerührt, bedauerte ihn, lobte seinen Patriotismus, und stellte ihm das Prognosticon, daß er bald wieder auf freyen Fuß kommen werde. Eine halbe Stunde nachher schlief er ein. Alsbald setzte ich mich nieder, schrieb dem Pater Balbi alles haarklein, und zeigte ihm die Nothwendigkeit, seine Arbeit vorläufig einzustellen.

12. Soradaci. Lorenz. Balbi.

Des andern Morgens trug ich Lorenzen auf, mir ein hölzernes Crucifix, ein Marienbild und eine Flasche mit Weihwasser zu verschaffen. Soradaci war dreist genug, seine zehen Sous von ihm zu fodern. Lorenz lachte, spielte den Großmüthigen, warf ihm zwanzig Sous hin, und nannte ihn einen Lumpenhund. Mein Camerad hatte mir gesagt, daß er gern Knoblauch speise; deswegen ersuchte ich

Lo-

Lorenzen, mir welchen zu bringen, auch mich mit einer vierfachen Portion Wein zu versorgen. Als er fort war, bat ich den Schurken Soradaci zu Gast, und während er speiste, nahm ich die Gelegenheit wahr, ganz unvermerkt einen Brief des Pater Balbi zu lesen. Er mahlte mir das gehabte Schrecken mit den gräßlichsten Farben, und versicherte mich, daß er ohne Rettung verlohren gewesen sey, wenn Lorenz in jenem Augenblick zu ihm gekommen wäre; denn er würde das Loch offen und niemand im Gefängniß gesehen haben. Ich ließ dies gut seyn, und wandte mich wieder an Soradaci. So viel ich aus seiner Erzählung merkte, war seine Sache so verwickelt, daß er mehr als einmal ins Verhör kommen mußte. Dies brachte mich auf den Einfall, ihm zwey Briefe anzuvertrauen, die ganz unbedeutenden Inhalts waren, und mir auf keinen Fall schaden konnten, er mochte sie der Behörde überliefern, oder dem Secretaire übergeben. Ich griff also nach meinem Bleystift, und beschäfftigte mich den größten Theil des Tages mit Abfassung dieser Briefe. Am folgenden Morgen brachte mir Lorenz ein hölzern Crucifix, ein Marienbild, und eine Flasche mit Weihwasser.

13. Die Prüfung.

Nachdem ich dem Soradaci reichlich zu essen und noch reichlicher zu trinken gegeben hatte, eröffnete ich ihm, er sey der Mann, der mir eine Gefälligkeit erzeigen könne, von welcher mein ganzes Glück abhange. Es komme darauf an, zwey Briefe an ihre Behörde zu bestellen. Vorher aber müsse er mir auf das Crucifix und bey dem Bildniß der heiligen Jungfrau schwören, daß er mich schlechterdings nicht verrathen wolle. Er war zu allem bereit, versicherte mich heilig, daß er lieber sein Leben aufopfern, als

an mir zum Verräther werden wolle, und fing bitterlich zu weinen an; denn seine Thränen flossen nie häufiger, als wenn er tüchtig getrunken hatte. Ich schenkte ihm ein Hemd und eine Mütze, nahm die meinige vom Kopf, stellte die beiden Heiligenbilder vor uns hin, und sagte eine Beschwörungsformel her, die zwar keinen Sinn hatte, aber doch Schrecken erregte. Nun besprengte ich ihn, mich selbst und das ganze Gefängniß mit Weihwasser, wobey ich zugleich eine Menge Kreuze machte. Hierauf mußte er niederknieen, schwören, und die gräßlichsten Verwünschungen über sich aussprechen, wofern er eidbrüchig würde. Der Mensch erschrack für nichts, sondern sprach mir jedes Wort nach, das ich ihm vorsagte. Er nahm sodann die beiden Briefe, und nähte sie in das Hinterfutter seiner Weste, damit man sie bey etwaniger Durchsuchung nicht finden möchte. Der eine war an Herrn von Br..., der andere an den M. von Gr... adressirt. Beide enthielten nichts Verfängliches, denn ich sah mit ziemlicher Gewißheit vorher, daß sie der elende Bursch dem Staatssecretaire übergeben werde; mithin richtete ich meine Schreibart nach dieser Voraussetzung ein.

14. Der entdeckte Verräther.

Zwey Tage nachher ward Soradaci ins Verhör geführt. Er blieb so lange aus, daß ich bereits Verzicht darauf that, ihn wieder zu sehen. Ich schrieb indessen an Balbi, und munterte ihn auf, seine Arbeit wieder anzufangen. Gegen Abend kam das Ungethüm leider in Lorenzens Gesellschaft zurück. Es hatte nicht bekennen wollen, deswegen mußte es sieben volle Stunden in einem engen Gefängnisse zubringen. Jetzt sah ich ein, daß ich es sobald nicht wieder loswerden würde. Dies ärgerte mich so sehr, daß ich

kein

kein Wort mit ihm sprach. In der Nacht setzte ich mich nieder, und theilte dem Pater Balbi meine Besorgniß mit, nachdem ich den bereits geschriebenen Brief vernichtet hatte. Dies war das erstemal, daß ich im Dunkeln schrieb; in der Folge lernte ich es besser. Des andern Morgens machte ich mich an Soradaci, um zu sehen, ob mein Verdacht gegründet sey. Unter dem Vorwande, ich habe in dem einen Briefe etwas sehr wichtiges vergessen, foderte ich denselben von ihm zurück. Dies sey höchst gefährlich, erwiederte der dämische Kerl, denn indem er das Futter auftrenne, könne man uns leicht überraschen. Jetzt sah ich deutlich, daß er mich verrathen hatte. Ich bestand fest auf meinem Begehren. Nun fiel der Schurke vor mir auf die Kniee, und gestand, daß er meine Briefe dem Secretaire überliefert habe. Sie hätten ihn, sprach er, ganz entsetzlich auf dem Buckel gedrückt, ein ungewöhnliches Zittern habe ihn überfallen; dies sey man gewahr worden, und hierauf sey man denn so lange in ihn gedrungen, bis er die Ursache dieses Zufalls entdeckt, und die Briefe herausgegeben habe.

15. Die Verstellung.

Ich that als werde mir schlimm, hielt die Hände vor's Gesicht, fiel in meinem Bette auf die Kniee, und beschwor das Crucifix und Marienbild um Bestrafung des Ungeheuers, welches mich ungeachtet seiner eidlichen Verpflichtung verrathen hatte. Als dies vorbey war, legte ich mich auf die Seite, kehrte das Gesicht nach der Wand zu, lag den ganzen Tag unbeweglich und stumm, und that gar nicht als ob ich die Bitten und Thränen des niederträchtigen Soradaci bemerke. Dies war die erste Scene einer vollständigen Comödie, wozu ich den Plan bereits im Kopf hatte. In der Nacht stand ich auf, und schrieb dem Pater Balbi,

er solle mit dem Glockenschlag achtzehn seine Arbeit von neuem anfangen, und Punct drey und zwanzig wieder aufhören. Er habe hierbey nicht das geringste zu befürchten, und unser ganzes Wohl hange von der genauesten Befolgung dieser Vorschrift ab.

16. Ariost als Prophet.

Wir waren im October; der Zeitpunct nahete heran, wo ich mein Vorhaben entweder ausführen, oder solches auf immer aufgeben mußte. Die Staatsinquisitoren, und selbst der Secretaire, pflegten nemlich alle Jahre die drey ersten Tage des Novembers auf dem Lande zuzubringen. Während dieser Zeit soff Lorenz sich täglich voll, schlief bis zur Terz, und kam allemal spät in die Bleykammern. Seit Jahr und Tag hatte ich bereits diese Bemerkung gemacht; mithin mußte ich darauf bedacht seyn, in einer von diesen drey Nächten zu entwischen, so daß meine Entweichung des andern Tages erst spät bemerkt werden konnte. Ich hatte noch einen andern Beweggrund, der mich zu diesem Entschluß bestimmte. Einst fielen mir nemlich die sogenannten sortes Virgilianae bey. Ich nahm mir vor, den Ariost auf ähnliche Art über mein Schicksal zu Rath zu ziehen. Zu dem Ende schrieb ich die Frage nieder, welcher Tag wol zu meiner Befreyung bestimmt sey. Ich bezeichnete jeden Buchstab dieser Frage mit einer Ziffer, bildete auf diese Art eine verkehrte Pyramide, zog die Zahl neun davon ab, und behielt neun übrig. Diese Zahl bezeichnete nach meiner Idee Ariosts neunten Gesang. Ich wiederholte diese Procedur, und es blieb mir sieben. Diese Zahl bezog sich nach meiner Voraussetzung auf die siebente Stanze. Ich schlug nach, und fand die Worte: Tra il fin d'Ottobre, e il capo di Novembre. Diese Worte gruben sich tief in mein Gedächtniß

dächtniß ein. In der That ist es sonderbar, daß ich mich gerade zur angegebenen Zeit, nemlich in der Mitternachtsstunde des letzten Octobers, in Freyheit setzte.

17. Folge des Meineids.

Ich hatte die Absicht, das Verstellungsvermögen des eben so dummen als boshaften Soradaci auf eine seltsame Weise zu täuschen, und ihn dadurch außer Stand zu setzen, mir schädlich zu werden. So bald ich meine Mahlzeit erhalten hatte, und wir wieder allein waren, lud ich ihn ein, mit mir zu speisen. Er lag auf seinem Strohsack, und stellte sich krank; als ich ihm aber zurief, sprang er auf, warf sich längelang vor mir nieder, küßte mir die Füße, und konnte vor Weinen und Schluchzen kaum sprechen. Er sey des Todes, sagte er endlich, wofern ich ihm seinen Fehler nicht verziehe; die heilige Jungfrau habe ihn schrecklich bestraft; sein Eingeweide werde von unerträglichen Schmerzen durchwühlt, und seine Zunge sey voll kleiner Geschwüre. Er zeigte mir dieselbe, und ich sah, daß sein Vorgeben gegründet war. Vielleicht aber war seine Zunge schon seit einigen Tagen so beschaffen, und er bediente sich nunmehr dieses Umstandes nur in der Absicht, mich zu betriegen. Nun kam es drauf an, wer von uns beiden seine Rolle am besten spiele.

18. Die Erscheinung.

Als er sich dessen am wenigsten versah, nahm ich eine Miene voll Begeisterung an, und sagte, er solle sich setzen. Erst wollen wir ein wenig essen, fuhr ich fort, alsdann habe ich Ihnen etwas zu eröffnen, das Ihr Glück betrifft. Sie müssen wissen, daß mir heute gegen Morgen die heilige Jungfrau erschien,

und mir gebot, Ihnen den begangenen Fehler zu verzeihen. Sie werden nicht sterben, sondern glücklich seyn. Soradaci war ganz verblüfft, sprach während der Mahlzeit kein Wort, setzte sich sodann auf seinen Strohsack, und hörte mir mit der größten Aufmerksamkeit zu. Ich erzählte ihm, die ganze Nacht hätte ich für Aerger und Angst über Verrätherey nicht schlafen können. Nur die Hoffnung habe mich einigermaßen beruhigt, daß er in den nächsten drey Tagen vor meinen Augen des Todes seyn werde. Auf einmal sey das Marienbild, welches er da vor sich sähe, lebendig geworden, habe sich mir genähert, und mit vernehmlicher Stimme zu mir gesagt: Soradaci ist ein eifriger Verehrer meines heiligen Rosenkranzes, ich nehme mich seiner an, und du erzeigst mir einen Gefallen, wenn du ihm vergeben und dadurch den Zorn Gottes von ihm abwenden willst. Zur Erkenntlichkeit will ich einen Engel in Menschengestalt zu dir senden, der die Decke deines Gefängnisses durchbrechen, und dich in Zeit von fünf bis sechs Tagen befreyen soll. Dieser Engel wird täglich vier Stunden arbeiten, und allemal gegen Sonnenuntergang wieder in den Himmel emporsteigen. Erlangst du deine Freyheit, so nimm den Soradaci mit fort, und sorge für seinen lebenslänglichen Unterhalt, wofern er dir schwört, sich nie wieder als Spion brauchen zu lassen. Erzähle ihm treulich, was ich jetzt mit dir gesprochen habe. Soradaci war wie versteinert. Da er mir nicht antwortete, griff ich nach meinem Gebetbuche, schlug das Kreuz, besprengte das Marienbild mit Weihwasser, und that als wenn ich betete. Der Kerl blieb eine volle Stunde wie leblos auf seinem Strohsack liegen. Endlich fragte er mich, ob wol der Engel seine Ankunft zu erkennen geben würde? Gewiß! gab ich ihm

ihm zur Antwort, wir werden ihn arbeiten hören. Eine halbe Stunde nachher meinte er, dies alles könne mir wol so im Schlafe vorgekommen seyn. Ich erwiederte ganz kaltblütig, ich sey meiner Sache gewiß, er könne nur Anstalt machen, das Spionenhandwerk abzuschwören. Er legte sich auf seinem Strohsack zurecht, und schlief zwey Stunden in einem fort. Als er aufwachte, frug er mich, ob es mit dem Schwören nicht Zeit habe bis morgen. Meinetwegen, sagte ich, könne er es bis auf den letzten Augenblick verspahren; aber fest solle er sich darauf verlassen, daß ich ihn gewiß nicht mitnehmen würde, wofern er nicht schwüre. Dies war ihm recht; ich sah es ihm deutlich an, daß er an der Erscheinung des Engels zweifelte.

19. Der Engel kömmt.

Die Glocke schlug neunzehn. Ich kniete nieder, und befahl dem Soradaci mit fürchterlicher Stimme, das Nemliche zu thun. Er gaffte mich an, und gehorchte. Gleich darauf hörte ich ein Geräusch, woran ich merkte, daß Pater Balbi durch die Mauer kroch. Der Engel kömmt! schrie ich, warf mich längelang nieder, und puffte den Soradaci so lange, bis auch er niederfiel. Man hörte deutlich, daß oberhalb der Decke gearbeitet wurde. Nach einer halben Stunde standen wir auf. Ich beschäfftigte mich mit Lesen, Soradaci murmelte seinen Rosenkranz her, betete, seufzte, schlief einigemal ein, und machte die drolligsten Geberden gegen das Marienbild. Jetzt war es drey und zwanzig. Ich winkte dem Soradaci; wir legten uns wieder auf die Erde, und dankten dem Engel. Pater Balbi kroch wieder in sein Gefängniß, und es ward still. Die Bestürzung, das Schrecken und Erstaunen des Soradaci geht über alle Beschreibung. Er erbot sich, mir den verlangten Eid zu schwören, ich lehnte es aber ab.

20. Der folgsame Bösewicht.

Seit diesem Tage kam mir Soradaci halb närrisch vor. In seinen Reden war kein Zusammenhang mehr; er sprach von nichts als seinen Sünden, Casteyungen, Mirakeln und dergleichen. Eines Tages sagte er, es sey doch gut gewesen, daß er mich verrathen habe; denn außerdem würde die heilige Jungfrau mir schwerlich erschienen seyn; ich sey ihm also doch Dank schuldig. Man denke! demungeachtet erbot er sich abermals zu Ablegung des Eides; ich verlangte aber vorher noch eine Probe seines Gehorsams von ihm. Sie bestand darin, daß er von nun an Lorenzen gar nicht mehr ansehen, noch weniger mit ihm reden solle. Würde er von ihm befragt, so solle er ihm weiter nichts antworten, als nur dies: die Flöhe beißen mich. Er gehorchte. So oft Lorenz an den Schlössern rasselte, warf er sich auf den Strohsack, sah nach der Wand, und gab keinen Laut von sich, bis er wieder fort war. Unter vier Augen predigte ich ihm täglich die erhabensten Dinge vor, die ganz darauf abzweckten, ihn vollends zum Phantasten zu machen. Gewöhnlich dauerten diese Vorlesungen so lange, bis ich sah, daß er sich betrunken hatte, und einschlief. Wider mein Vermuthen äußerte er einst dennoch seine Verwunderung darüber, daß ein Engel so viel Zeit brauche, ein paar Bretter zu durchbrechen. Zu gutem Glück wußte ich, daß die Arbeit bald fertig sey. Jetzt ließ ich ihn schwören, daß er hinfüro sein schändliches Handwerk aufgeben wolle; dagegen erhielt er von mir ebenfalls die eidliche Versicherung, daß ich ihn lebenslang unterstützen würde.

21. Der Engel erscheint.

Am 30sten October des Abends schrieb ich an Balbi, er solle mit dem Glockenschlag achtzehn die Decke vollends durchbrechen, und zu mir herabsteigen. Ich wußte, daß Graf Aquin eine Scheere habe; diese bat ich ihn mitzubringen. Am 31sten des Morgens sah ich den Gefangenwärter Lorenz zum letztenmal. Als er fort war, eröffnete ich dem Soradaci, in wenig Stunden werde er den Engel durch ein Loch in der Decke herabkommen sehen. Durch dieses Loch würden wir mit einander hinaufsteigen, um irgendwo noch ein anderes zu graben. Ueber den Engel werde er sich mächtig verwundern. Er habe einen eben so langen Bart, wie ich, werde aber bey seiner Ankunft eine Scheere mitbringen, womit er ihm denselben abstutzen solle. So auch mir. Soradaci glaubte alles, und versprach zu gehorchen. Im Grunde war mir nicht viel daran gelegen, denn ich brauchte ihn nicht mehr. Meine größte Besorgniß war diese, daß Lorenz wieder hereintreten, und ihn zum Verhör rufen möchte. Sieben Stunden lang litt ich unerträgliche Angst, und konnte weder essen, noch trinken, noch schlafen. Endlich schlug es achtzehn. In Zeit von einigen Minuten hatte der Engel die Decke vollends durchbrochen, und Pater Balbi sank in meine Arme herab. Ich drückte ihn fest an mein Herz, und sagte: Ihre Arbeit ist nun vollbracht; die meinige soll gleich ihren Anfang nehmen. Er überreichte mir hierauf meinen Spieß, und ich dem Soradaci die Scheere. Dieser letztere stand da, wie aus den Wolken gefallen; denn Balbi sah eher jedem andern Geschöpf ähnlich, als einem Engel. Ungeachtet seiner Bestürzung entledigte sich Soradaci seines Auftrags vortrefflich; in weniger als einer Stunde waren uns die Bärte mit Stumpf und Stiel abgeschnitten.

22. Präparatorien.

Ich stieg zum Loche hinaus, ließ aber mittlerweile den Pater Balbi beym Soradaci, dem ich noch immer nicht traute. Nachdem ich mit vieler Mühe durch die Mauer gekrochen war, stattete ich meinen Besuch bey dem Grafen Aquin ab. Sobald ich ihn ansichtig wurde, schloß ich gleich aus seinem Körperbau, daß er schwerlich im Stande seyn werde, mit uns zu entfliehen. Er selbst sah dies ein, erbot sich zurückzubleiben, und Gott um Gedeihen zu unserm Vorhaben zu bitten. Nach einer kurzen Unterredung stieg ich bis unter das Sparrwerk, und visitirte die Bretter, worauf die Bleyplatten lagen. Sie waren morsch, und ich sah vorher, daß es mir nicht viel Mühe kosten werde, binnen einer Stunde eine ziemlich große Oeffnung hineinzuarbeiten. Ich dankte Gott für diese Entdeckung, und kroch wieder in mein Gefängniß zurück. Hier schnitt ich meine Betttücher, Handtücher, Servietten, in schmale Streifen, und verfertigte in Zeit von vier Stunden eine Menge sehr derber Seile, deren Länge wenigstens hundert Klaftern betrug. Als ich mit dieser Arbeit fertig war, packte ich mein Kleidchen, meinen seidenen Mantel nebst etwas Wäsche in ein Bündel zusammen, und nun stiegen wir alle drey mit diesem Gepäck zum Gefängniß hinaus. Soradaci spielte bey dieser Gelegenheit eine possierliche Rolle. Er sah ein, daß ich ihn hintergangen hatte, und wußte doch nicht, wie er es sich erklären sollte. Die Furcht vor den bevorstehenden Gefahren kam nun auch noch hinzu. Dies alles machte ihn so verlegen, daß ich mich des Lachens nicht enthalten konnte, so oft ich ihn ansah. Ich ließ es gut seyn, erinnerte den Pater Balbi, sein Bündel in Ordnung zu bringen, stieg wieder auf den Speicher, und fing an zu arbeiten. Gegen halb zwey Uhr hatte ich bereits einige Bretter zu Staube zermalmt, und eine be-

beträchtliche Oeffnnng gemacht. Ich fühlte die bleyernen Platten mit der Hand, allein sie waren angeniethet, oder wenigstens über die marmorne Dachrinne gekrümmt. In dieser Verlegenheit kam mir Pater Balbi zu Hülfe. Vermittelst des Spießes gelang es uns endlich, eine dieser Bleyplatten loszuarbeiten, und sie mit unsern Schultern emporzuheben. Jetzt guckte ich mit dem Kopfe zum Loche hinaus. Der Mond stand eben im ersten Viertel; es war eine herrliche Nacht; eine Menge Menschen ging auf dem Sanct Marcusplatze spaziren. Krochen wir aufs Dach, so fielen unsere Schatten entweder an die gegenüber stehenden Thürme, oder wol gar aufs Pflaster des Marcusplatzes, und wir waren augenblicklich entdeckt. Was war zu thun? Nichts anderes blieb uns übrig, als die Stunde der Mitternacht im Gefängnisse des Grafen Aquin zu erwarten.

23. Das Intermezzo.

Ich hatte kein Geld, und bedurfte es so nöthig. Balbi erhielt den Auftrag von mir, den Grafen in meinem Namen um dreyßig Zechinen zu bitten. Der Filz! Anfänglich suchte er meine Bitte ganz abzulehnen; nach vielen Vorstellungen erhielt ich endlich zwey Zechinen von ihm. Mit Thränen und Schluchzen reichte er sie mir, und ich mußte ihm heilig versprechen, sie auf der Stelle wieder zu erstatten, wenn meine Flucht etwa verunglücken sollte. Wol dacht ich: nolenti baculus; aber anwenden wollte ich dies Sprüchwort nicht, so dringend auch meine Verhältnisse waren. Kaum war diese Scene vorüber, als eine andere, nicht minder interessante, zwischen mir und dem Pater Balbi erfolgte. Dieser Mensch kam auf den seltsamen Einfall, mir die bittersten Vorwürfe darüber zu machen, daß ich ihn beredet hätte, die

Flucht zu ergreifen. Er sähe wol, sprach er, mein Plan sey noch gar nicht durchdacht; ich hätte ihn hintergangen; wenn er das vorhergesehen hätte, würde er mir nimmermehr aus meinem Gefängnisse geholfen haben. Nun fing er an, mir alle Schwierigkeiten und Gefahren an den Fingern herzuzählen, die wir noch zu überstehen haben würden, bevor wir in Freyheit gelangten. Ich ärgerte mich weidlich, verbiß es aber, weil mir der Mensch unentbehrlich war, und erwiederte ganz gelassen: ich hätte ihn nicht betrogen; wir würden schon durchkommen, ob ich ihm gleich meinen Plan noch nicht detailliren könne. Soradaci sprach die ganze Zeit über kein Wort. Ich tappte bisweilen mit der Hand nach ihm, um mich zu überzeugen, ob er noch bey uns sey, oder sich schlafen gelegt habe. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, wenn ich mir vorstellte, was alles jetzt in seinem Hirn vorgehen möge. Ich trug ihm auf, nach dem Monde zu sehen. Er kam mit der Nachricht zurück, der Mond werde in einer halben Stunde nicht mehr sichtbar seyn; denn es erhebe sich ein dicker Nebel, der die Besteigung des Bleydachs äußerst gefährlich machen werde. Wenn der Nebel nur nicht von Oehl ist, versetzte ich, so hat es nichts zu bedeuten. Meine Seile waren bereits in zwey Bündel vertheilt, deren jedes funfzig Ellen enthielt. Jetzt bat ich ihn, eines dieser Bündel um den Hals zu hängen. Auf einmal fiel er vor mir auf die Knie, ergriff meine Hände, küßte sie hastig, und weinte wie ein Kind. Um Gotteswillen, schrie er, stürzen Sie mich nicht in Todesgefahr! Ich falle gewiß in den Canal, und breche den Hals. Was haben Sie davon, wenn Sie mich mitnehmen? Lassen Sie mich doch lieber hier! Ich will auch recht fleißig zum heiligen Franciscus beten, daß er Sie vor Unglück bewahrt! Die Angst des armseligen Kerls machte

mir Spaß; im Grunde war ich froh, daß ich ihn loswurde. Ich gab ihm zur Antwort, wenn er sein Versprechen erfüllen und den heiligen Franz sein fleißig anrufen wolle, so wäre ich es recht gern zufrieden, daß er da bliebe, und ich wolle ihm sogar alle meine Sachen verehren, ausgenommen meine Bücher, die er dem Grafen Aquin überbringen solle. Wer war vergnügter, als Soradaci! Wie der Wind flog er fort, holte meine sämtlichen Bücher aus meinem Gefängniß, und übergab sie dem Grafen. Dieser sagte sehr bedächtlich, er wolle sie einstweilen ad depositum nehmen. Lieber würde es mir seyn, sprach ich, wenn Sie mir dieselben abkaufen wollten. Für fünf bis sechs Zechinen will ich sie Ihnen überlassen! Der Geizhals schwieg. Er konnte sich nicht in die Lage eines Unglücklichen denken, der Geld bedarf. Nun setzte ich mich nieder, und schrieb einen Brief an die Staatsinquisitoren, worin ich, wenn man mich allenfalls erwischte, wieder um mein voriges Gefängniß bat, und im Fall ich entkommen sollte, dem Soradaci meine hinterlassenen Sachen vermachte. Dieser Brief hatte die Aufschrift: Non moriar, sed vivam, et narrabo opera Domini, und schloß sich mit den Worten: Castigavit me Dominus, et morti me non tradidit. Ich hinterließ ihn dem Soradaci, mit dem Auftrage, denselben nicht dem Lorenz, sondern unmittelbar dem Secretaire der Staatsinquisition zu behändigen.

24. Die Dachfahrt.

Nun war es Zeit, daß wir uns fort machten. Pater Balbi hatte geraume Zeit kein Wort gesprochen, und ich fürchtete seine Gesellschaft ebenfalls zu verliehren. Dies hätte mich in die größte Verlegenheit ge-

gesetzt. Zum Glück hatte ich mich in meiner Vermuthung geirrt; er verließ mich nicht. Ich band ihm das Bündel mit den Seilen dergestalt um den Hals, daß es auf seiner linken Schulter ruhete; das andere, worin seine armselige Habe verwahrt war, befestigte er auf seiner rechten. Ich machte es eben so. Wir hatten beide weiter nichts an, als unsere Westen, und die Hüte auf dem Kopf. So krochen wir auf Händen und Füßen zum Loch hinaus; ich voran; er hinterdrein. Als wir hinaus waren, legte mein Gefährte die Platte wieder aufs Loch. Ungeachtet des Nebels konnte ich doch die Gegenstände um mich her ziemlich deutlich erkennen. Ich nahm meinen Spieß, zwängte ihn mit ausgestrecktem Arm zwischen die Fugen der bleyernen Platten, hielt mich sodann mit der andern Hand an das Brett, worauf die Platte, welche ich in die Höhe hob, gelegen hatte, und half mir auf diese Art zum Dache hinan. Pater Balbi ließ mittlerweile sich nachschleppen, indem er sich mit der rechten Hand in derjenigen Gegend fest an meinen Hosenbund hielt, wo gewöhnlich die Schnalle zu sitzen pflegt. Auf diese Manier vertrat ich die Stelle eines Lastthieres, das zu gleicher Zeit ziehen und tragen muß. Was meinen Zustand noch verschlimmerte, war dies, daß ich ein schroffes Dach hinanklettern mußte, das über und über vom Nebel befeuchtet war. Ich mochte ungefähr die Hälfte dieser gefährlichen Dachfahrt zurückgelegt haben, als mir der Pater Balbi zurief, ein wenig inne zu halten. Er habe, sprach er, eines von seinen Bündeln verlohren; es könne nicht weiter hinabgefallen seyn, als nur bis an die Rinne. Im ersten Grimm gerieth ich in Versuchung, dem Pfaffen einen Tritt zu geben, der ihn wenigstens eben so weit hinweggeschleudert hätte, als sein Bündel gerollt war; Gott gab mir aber Kraft, mich zu mäßigen. Ich fragte ihn in aller Gelassenheit, ob es vielleicht

leicht das Bündel mit den Seilen sey? Er antwortete: Nein! sondern ein anderes, worin sich zwey Hemden, sein schwarzer Oberrock, und ein köstliches Manuscript befänden, das er in den Bleykammern gefunden, und womit er gehofft habe viel Geld zu verdienen. Ich erwiederte, wir müßten uns nach den Umständen richten, und machen, daß wir hinaufkämen. Er holte einen tiefen Seufzer, hielt sich aber fest an, und kroch hinter mir her.

Als ich ungefähr über funfzehn bis sechzehn Platten hinweggerutscht war, befand ich mich an dem Gipfel des Daches, spreizte die Beine auseinander, und setzte mich drauf. Das Nemliche that auch der Pfaff. Hinter uns hatten wir die Insel di San Giorgio maggiore, und vor uns die zahlreichen Kupeln der großen Sanct Marcuskirche, die einen Theil vom Pallast des Doge ausmacht. Jetzt nahm ich meine Bürde von den Schultern, und rieth meinem Gefährten, es auch so zu machen. Er nahm also das Bündel mit den Seilen zwischen die Beine, als er aber seinen Hut drauf legen wollte, verlohr derselbe das Gleichgewicht, und purzelte in den Canal hinunter. Er hielt diesen Zufall für eine böse Vorbedeutung, und klagte erbärmlich. Ich stellte ihm vor, es sey vielmehr ein großes Glück, daß sein Hut auf der linken Seite des Daches hinabgefallen sey, und nicht auf der rechten. Im letztern Fall wäre er gerade in den Hof des herzoglichen Pallastes gekommen; die Schaarwächter, oder sogenannten arsenalotti, welche die ganze Nacht hindurch ihre Runde machen, würden dadurch aufmerksam geworden seyn, und uns augenblicklich entdeckt haben. Nachdem ich mich eine Zeitlang rechts und links umgesehen hatte, rieth ich dem Pater Balbi, er solle mit seinen Bündeln auf der Stelle, wo er saß, bis zu meiner Zurückkunft sitzen bleiben, und ja sich nicht regen; ich selbst aber rutschte, mit dem Spieß in der

Hand,

Hand, auf dem Dachgipfel fort. Beynahe eine Stunde kroch ich überall umher, visitirte und betrachtete jedes Plätzchen aufs genaueste, ob ich nicht irgendwo mein Seil bevestigen, und mich daran hinablassen könne. Es war nirgends möglich; mir ward unbeschreiblich bang. Endlich heftete ich mein Auge und alle meine Gedanken auf ein Kaploch, das sich nach dem Canal zu am Abhang des Daches befand. Ich vermuthete, daß es dazu diene, einen Speicher des herzoglichen Pallastes zu erhellen. Dieser Pallast wurde alle Morgen geöffnet, und die Leute des Doge würden kein Bedenken getragen haben, uns entwischen zu lassen, wenn wir auch noch so vornehme Staatsgefangene gewesen wären. Diese Hoffnung bewog mich, das Kaploch näher zu untersuchen. Ich rutschte demnach ganz langsam herab, bis ich endlich auf dessen Dächelchen zu sitzen kam, welches ungefähr drey Schuh lang, und anderthalb breit war. Jetzt klammerte ich mich fest an, bog den Kopf vorwärts, nahm ein schwaches eisernes Gitter wahr, und hinter demselben ein Fenster mit runden in Bley gelegten Glasscheiben. Alles in der Welt hätte ich in diesem Augenblick um eine Feile gegeben; aber ich hatte leider kein anderes Instrument, als meinen Spieß. Ich war äußerst traurig und niedergeschlagen, wußte fast nicht mehr, was ich anfangen sollte. In dieser schrecklichen Crise tönte die Glocke auf dem nahen S. Marcusthurm. Es war die Stunde der Mitternacht. Ich erinnerte mich, daß des andern Tages Allerheiligen, mithin auch das Fest meines Schutzheiligen sey. Zugleich fielen mir die merkwürdigen Worte meines lieben Ariosto bey: Tra il fin d'Ottobre e il capo di Novembre. Auf einmal war ich wie neu belebt. Ich fing mit meinem Spieße zu arbeiten an, und in weniger als einer Viertelstunde hatte ich das eiserne Gitter ausgehoben. Ich legte

es

es neben mich aufs Dach, zerbrach hierauf die Glasscheiben, zog sie stückweise heraus, und achtete es nicht, daß mir das Blut häufig über die Finger rann. Als alles vollbracht war, nahm ich meinen Spieß zu Hülfe, kletterte auf den Dachgipfel, und rutschte nun wieder zu meinem Reisegefährten. Er war wie rasend, schimpfte und fluchte, und versicherte mich, er habe so eben wieder in sein Gefängniß zurückkriechen wollen, weil er geglaubt habe, ich sey zum Dache hinuntergestürzt. In Rücksicht seiner Lage und seines Characters hielt ich ihm alles zu gute, band stillschweigend mein Gepäck und meine Seile um den Hals, und befahl ihm, mir nachzufolgen. Als wir ganz nahe beym Kaploche waren, gab ich ihm Nachricht von meiner Operation, und frug ihn um Rath, wie wir es nun anfangen wollten, um alle beide hineinzukommen. Mit geringer Mühe konnte einer den andern am Seil hinablassen, der Zurückgebliebene war aber allemal der größten Gefahr ausgesetzt, weil er das Seil nirgends anknüpfen, und sich ebenfalls daran hinuntersenken konnte. Kroch ich hinan, und sprang auf Gerathewohl hinab, so konnte ich ein Bein zerbrechen, denn ich wußte ja nicht, wie tief der Abstand vom Fenster bis auf den Fußboden sey. Dies alles stellte ich dem Pfaffen aufs freundschaftlichste vor. Seine Antwort war: ich solle ihn nur hinablassen; hinterdrein hätte ich ja Zeit genug, zu überlegen, wie ich nachkommen wolle. Ich verschmerzte meinen Unwillen über diesen schlechten Characterzug, und entschloß mich, seinen Wunsch zu erfüllen. Zu dem Ende packte ich mein Seil ab, band es ihm unter die Achseln, hieß ihn sodann auf den Bauch sich legen, und ließ ihn rücklings aufs Dach des Kaploches hinab. Noch saß ich auf dem Gipfel, und hielt das Seil in den Händen. Jetzt kroch ich aber auf den Abhang des Daches, legte mich mit dem Leibe auf das Seil, und rief dem Pater

Balbi zu, mit den Füßen zuerst durchs Fenster zu kriechen, und mit dem Ellbogen sich fest aufs Dach des Kaplochs zu stützen. Er kam glücklich auf den Boden hinab, machte das Seil los, und ich zog es wieder an mich. Als ich es maß, sah ich ein, daß der Abstand vom Fenster bis auf den Fußboden zehnmal so tief war, als die Länge meines Armes betrug. Einen Sprung durfte ich unter diesen Verhältnissen nicht wagen. Ich war also wieder in der nemlichen Verlegenheit, wie vorher, und ärgerte mich, den Wunsch des Pater Balbi erfüllt zu haben.

Aengstlich rutschte ich nun wieder zum Dach hinan, kroch hin und her, und kam endlich an einen Ort, ganz nahe bey einer Kupel, wo ich noch nicht recht nachgesehen hatte. Hier fiel mir eine Art von Terrasse in die Augen, auf welcher ein Kübel mit Kalch, allerley Maurerwerkzeug, und unter anderm auch eine ziemlich große Leiter stand. Schnell nahm ich mein Seil, steckte es durch die oberste Sprosse, setzte mich wieder die Queere auf den Dachgipfel, und zog die Leiter an mich. Nun kam es drauf an, sie ins Kaploch zu bringen. Dies kostete mich unsägliche Mühe. Ich zerrte so lange an der Leiter, bis sie mit dem einen Ende die Mündung des Kaplochs berührte. Halb lag sie auf der Dachrinne, die andere Hälfte ragte darüber hinaus. Ich rutschte wieder aufs Dach des Kaplochs herab, zog die Leiter an mich, und befestigte mein Seil an der rechten Sprosse; hierauf stieß ich sie wieder hinab, setzte sie von neuem mit dem Kaploch in Parallele, und zog abermals am Seil; demungeachtet konnte ich sie nie weiter als bis an die sechste Sprosse ins Kaploch bringen. Endlich entschloß ich mich zu einem halsbrechenden Unternehmen, das mir gewiß das Leben gekostet haben würde, wenn Gottes Vorsehung nicht ganz besonders über mich gewacht hätte. Die Leiter stand auf der Dachrinne fest;

ich ließ sie fahren, mit samt dem Stricke, und kroch so behutsam als möglich bis zur Dachrinne herab, wo ich mich sodann dicht neben der Leiter befand. Hier legte ich meinen Spieß auf die Dachrinne, und gab meinem Körper eine so geschickte Wendung, daß ich das Kaploch gerade vor mir, und die Leiter zu meiner Rechten hatte. Da ich mich nicht aufrecht halten konnte, sondern auf dem Bauche liegen mußte, so stemmte ich mich mit den Füßen an die Rinne, hob die Leiter einen halben Schuh hoch empor, und schob sie wenigstens einen Schuh tief ins Kaploch hinein. Ihre Wucht hatte sich durch diese Operation beträchtlich vermindert. Jetzt kam es aber drauf an, sie wenigstens noch zwey Schuh hoch empor zu heben, um sie eben so tief hineinschieben zu können. Gelang mir dies, so war ich versichert, sie ganz ins Kaploch zu bringen, denn ich wäre sodann wieder aufs Dach desselben gestiegen, und hätte das Seil angezogen, welches noch immer an der Sprosse befestigt war. Ich richtete mich demnach auf den Knieen empor, hob die Leiter in die Höhe, und fing aus Leibeskräften zu schieben an. Bey dem zweyten Versuche glitschten mir die Füße von der Rinne, mein Körper rutschte beynahe zur Hälfte darüber hinaus, und ich lag nur noch mit der Brust und den Ellbogen auf dem Dache. Es ist leicht zu erachten, daß ich alle meine Kräfte aufbot, mich in dieser Lage zu erhalten. Nur mit der größten Anstrengung gelang es mir, den Unterleib an mich zu ziehen, und mich fest auf die Dachrinne zu legen. Für meine Leiter brauchte ich nicht besorgt zu seyn, denn diese stack wie unbeweglich im Kaploche. Sobald ich merkte, daß ich fest lag, bestrebte ich mich, das rechte Knie auf die Dachrinne zu bringen. Schon berührte es dieselbe, als ich auf einmal den Krampf bekam. Gott, welch ein entsetzlicher Augenblick war dies! Starr und steif lag ich da.

Es dauerte wenigstens zwey Minuten, eh er wieder verging. Als ich keine Schmerzen mehr spürte, erneuerte ich meinen Versuch, und war so glücklich, ein Knie nach dem andern auf die Rinne zu bringen. Ich ruhte einen Augenblick aus, hob die Leiter nochmals so hoch, als ich nur konnte, und brachte es so weit, daß sie eine fast parallele Richtung gegen das Kaploch bekam. Hierauf nahm ich meinen Spieß wieder zur Hand, kletterte bis vor das Loch hinan, und schob die Leiter mit geringer Mühe vollends hinein. Mein Reisegefährte nahm sie in Empfang, ich warf ihm sodann meine beiden Bündel zu, stieg eben so geschickt als behutsam durchs Kapfenster zu ihm hinab, und wir sanken einander in die Arme.

25. Plus ultra.

Als unsere Freudensbezeigungen vorüber waren, und wir die Leiter zum Kaploche hineingezogen hatten, tappten wir, Arm in Arm geschlungen, in unserm Behältniß umher. Wir befanden uns auf einem Speicher, dessen Fußboden mit bleyernen Platten belegt war. An dem einen Ende desselben kamen wir vor eine große Thür, die aus eisernen Stangen bestand. Ich fühlte eine Klinke, drückte, und öffnete den einen Flügel dieser Thür. Nun traten wir in einen großen Saal, tappten an den Wänden umher, und fanden endlich ein Fenster. Ich machte es auf, sah hinaus, und blickte in eine fürchterliche Tiefe hinab. Unsere Seile hier anzuknüpfen, und hinunter zu steigen, war schlechterdings nicht räthlich, denn wir wußten selbst nicht, wo wir waren. Wir gingen demnach wieder an die Stelle zurück, wo wir unser Gepäck gelassen hatten. Ich war so müde, so ganz an allen Leibes- und Seelenkräften erschöpft, daß ich mich wie ohnmächtig auf den Fußboden warf, und mir

das Bündel mit den Seilen unter den Kopf legte. Im Nu war ich entschlummert. Mein Schlaf dauerte vier Stunden in einem fort; nur nach heftigem Rütteln und Schütteln gelang es endlich dem Pater Balbi, mich wieder zu ermuntern. Als ich erwachte, schmälte er mit mir, und sagte, es sey die höchste Zeit, auf unsere schleunige Entfernung zu denken. Wir gingen also wieder in den Saal, und fühlten von neuem an der Wand herum. Jetzt fand ich der großen eisernen Thür gegenüber eine kleinere, die mit einem Schlosse versehen war. Ich sprengte sie auf, und entdeckte eine Menge mit Papieren angefüllter Schränke. Es war das Archiv. Ich bemerkte eine Treppe, wir eilten hinab, und kamen auf ein heimlich Gemach. Wir stiegen noch eine Treppe hinunter, gingen durch eine Glasthür, die offen stand, und kamen in das Canzleyzimmer des Doge. Von nun an wußte ich Bescheid. Ich sprang eilig auf den Speicher hinan, und holte unser Gepäck, das wir daselbst zurückgelassen hatten. Als ich herabkam, stand Balbi am Fenster, und sah sich nach einem Plätzchen um, wo wir uns etwa hinablassen könnten. Umsonst; wir würden uns überall im Bezirk der Kirchmauern befunden haben, wo wir alsdann nicht weiter konnten. Nichts blieb uns übrig, als durch die Thür des Canzleyzimmers zu entfliehen. Unverzüglich setzte ich meinen Spieß an, das Schloß zu erbrechen, aber alle meine Versuche waren vergebens. Ich entschloß mich kurz, und fing an, ein Loch in die Thür zu brechen. Sie bestand aber aus hartem Holze, und hatte sehr viel Aeste, so daß mein Spieß eine Zeitlang nicht angriff. Ich zwängte ihn zwischen eine Fuge, auch dies wollte nicht helfen. Glücklicherweise hatte ich in der Canzley ein Instrument zu mir gesteckt, mit welchem man Löcher in Pergament zu stechen pflegt. Es hatte die Gestalt eines spitzigen eisernen Stiftes, der

mit einem hölzernen Stiele versehen war. Dies Instrument gab ich dem Pater Balbi, der es allemal in die Spalte steckte, die ich mit meinem Spieße machte. Dann brach ich rechts und links drauf los, so viel nur meine Kräfte vermochten. Freylich machte diese Arbeit einen schrecklichen Lärm; ich sah wohl ein, daß ich mich hierdurch der größten Gefahr aussetzte; aber unter meinen Verhältnissen hatte ich keine Wahl mehr übrig. Nach Verlauf einer halben Stunde war das Loch so groß, daß zur Noth ein Mensch hindurchkriechen konnte. Ein Glück für uns, daß ich es so weit gebracht hatte; denn ich war über dieser Anstrengung so ermattet, daß ich schlechterdings nicht mehr zu arbeiten vermochte. Das Loch sah leider fürchterlich aus; ober- und unterhalb desselben, zur rechten und linken, ragten großmächtige Splitter hervor. Ueberdies war es wenigstens fünf Fuß hoch vom Boden. Pater Balbi sollte zuerst hindurch. Er stellte einen Sessel vors Loch; trat auf denselben, und kroch mit dem einen Arm und dem Kopfe hinaus. Hinter ihm stand ein anderer Sessel; auf diesen stellte ich mich, faßte ihn bey dem Hintertheile, dann bey den Füßen, und half ihm so vollends hindurch. So bald er draußen war, warf ich ihm unsere Habseligkeiten zu, ließ aber das Bündel mit den Seilen im Canzleyzimmer zurück. Nun kam die Reihe an mich. Ich ließ die beiden Sessel neben einander stehen, stellte noch einen dritten darauf, und kletterte sodann auf diesen empor. Als ich so da stand, ging mir das Loch bis ungefähr an die Hüften. Mit vieler Mühe kroch ich bis an den Unterleib hindurch, denn es war mir zu eng. Da ich mir nun nicht weiter helfen konnte, weil niemand nachschob, so rief ich dem Pater Balbi zu, er solle mich ohne Schonung vollends hindurchziehen, und wenn er mich gleich in Stücken zerrisse. Er that es, und ich verbiß meinen Schmerz, ob mir gleich

ganze

ganze Fetzen aus dem Fell gerissen wurden. So bald ich hinaus war, raffte ich gleich meine Sachen zusammen, eilte zwey Treppen hinunter, und gelangte durch eine Thür, die von innen geöffnet werden konnte, in den Gang, welcher zur sogenannten Königstreppe führt. Hier fand ich alles verschlossen; ich hätte einen Mauerbrecher oder eine Petarde haben müssen, um die Hauptthür aufzusprengen, die so groß wie ein Stadtthor ist. Mein Spieß hatte mir bis dahin vortreffliche Dienste gethan; er war würdig, ex voto aufbewahrt zu werden; dies war aber auch alles. Mehr als zu gut sah ich ein, daß er mir von nun an zu nichts mehr nütze. Heiter und vergnügt setzte ich mich nieder, und sagte zu Balbi, meine Arbeit sey nun vollbracht. Gott möge das übrige thun. Heute, sprach ich, ist Allerheiligen, morgen Allerseelen; mithin kommen die Zimmerwärter wol schwerlich herauf. Läßt sich einer sehen, und öffnet die Thür, so sind wir gerettet; wo nicht, so bleibe ich ruhig hier sitzen, und sterbe ich vor Hunger, so kann ichs nicht ändern. Balbi gerieth bey diesen Worten in unbeschreibliche Wuth, schalt mich einen Narren, einen Verführer, einen Schurken; was weiß ich alles. Meine Geduld war nicht zu erschüttern; ich ließ ihn schwatzen.

26. Die unverhoffte Rettung.

Die Zeit, welche Pater Balbi mit Zanken zubrachte, wandte ich dazu an, mich völlig umzukleiden. Balbi sah zwar aus wie ein Bauer, sein Anzug aber war doch nicht zerrissen; seine rothe flanellene Weste und seine schwarzlederne Hosen waren noch in sehr gutem Stande. Ich hingegen sah fürchterlich aus, war zerrissen und zerlumpt, und überall voll Blut. Ich zog meine seidene Strümpfe von den Knieen, und

 sah,

sah, daß ich an jedem eine Wunde hatte, die ziemlich stark blutete. Dies hatte ich den bleyernen Platten und der Dachrinne zu danken. Die Splitter im Loch der Canzleythür hatten mir Weste, Hemd, Hosen, Rippen und Hintertheil zerfetzt; allenthalben war ich geschunden und zerkratzt. Ich zerriß meine Schnupftücher, machte mir Bandagen, und band sie mit Bindfaden fest, wovon ich ein ziemliches Knaul bey mir hatte. Ich zog mein seidenes Kleidchen an, das mir, bey der damaligen ziemlich kalten Witterung, possierlich genug zu Gesicht stehen mochte. Ich strich mir die Haare zurecht, band einen Haarbeutel ein, zog weißseidene Strümpfe und ein Spitzenhemd an, steckte einige andere Hemden, Schnupftücher und verschiedene paar Strümpfe in die Taschen, und warf sodann meine übrigen Habseligkeiten hinter die Thür. Jetzt mochte ich einem Stutzer nicht unähnlich sehen, der auf dem Ball gewesen, dann an einen liederlichen Ort gerathen, und tüchtig zerzaust worden war. Die Bandagen auf meinen Knieen entstellten meinen eleganten Anzug ganz. Als ich meine Toilette gemacht hatte, ersuchte ich den Pater Balbi, meinen schönen Mantel auf seine Schultern zu nehmen. Er murrte und brummte noch immer fort. Ich war des Dings müde, öffnete ein Fenster, und steckte den Kopf hinaus. Siehe! da fiel mein Dressenhut mit der weißen Feder einigen Müßiggängern in die Augen, die unten im Hofe herumschlenderten. Ich sah, daß sie mich angafften, fuhr gleich wieder zurück, bereute meine Unvorsichtigkeit, warf mich auf einen Stuhl, und versank in die tiefste Melancholie. Gleichwohl hatte ich dieser Unvorsichtigkeit meine Rettung zu danken. Andreoli, der Zimmerwärter, ward benachrichtigt, man habe einen Menschen am Fenster wahrgenommen, den er vermuthlich den Abend vorher, ohne sein Vorwissen, dort eingesperrt habe. Er eilte sogleich herbey, den

be-

begangenen Fehler wieder gut zu machen. Noch immer saß ich in tiefen Gedanken, als ich auf einmal hörte, daß jemand die Treppe heraufkam, der mit Schlüsseln rasselte. Hastig sprang ich auf, und blickte durch einen Spalt in der Thür. Da sah ich einen Menschen die Treppe heransteigen, der eine schwarze Perruque aufhatte, und in der Hand ein großes Bund Schlüssel trug. Im ernsten Tone sagte ich zu Balbi, er solle ja keinen Laut von sich geben, sondern ruhig sich hinter mich stellen, und unverzüglich mir nachfolgen. Nun ergriff ich meinen Spieß, verbarg ihn unter meinem Kleide, und stellte mich dergestalt an den Eingang der Thür, daß ich von da nur einen Sprung auf die Treppe hatte. Inbrünstig bat ich Gott, er möge dem Menschen doch ja den Gedanken eingeben, mir keinen Widerstand zu thun, damit ich dadurch nicht in die schreckliche Nothwendigkeit versetzt werden möge, ihn ermorden zu müssen. Es zu thun, war mein fester Entschluß, wofern ich auf keine andere Art durchkommen könne. Die Thür ging auf, und Andreoli stand bey Erblickung meiner wie eine Bildsäule da. Ohne ihn zu grüßen, ohne nur ein Wort mit ihm zu reden, sprang ich augenblicklich die Treppe hinab, und der Pfaff hinter mir her. In die Kirche! In die Kirche! rief dieser mir nach; aber ich suchte mein Heil nicht in der Kirche, sondern außer den Gränzen des venetianischen Gebietes.

27. Wanderungen.

Mit schnellen Schritten, und ohne jemandem von den Vorübergehenden ins Antlitz zu sehen, eilte ich nach dem Canal. Pater Balbi trabte mir nach. Wir stiegen in die erste beste Gondel, fanden aber nur einen einzigen barcarolo drin. Ruf deinen Gehülfen, sprach ich, wir wollen gleich fort. Er that

es. Wo wollen Sie hin? frug der Schiffer, als er und sein Knecht nach den Rudern griffen. Nach Fusino, versetzte ich mit lauter Stimme, und wenn du brav zufährst, sollst du einen Philippo *) bekommen. Eigentlich wollte ich nach Mestre, trug aber Bedenken, es dem Schiffer zu sagen. Wol funfzig seines Gleichen standen am Ufer, und die Manier dieser Leute war mir bekannt. Sie lassen sich zu Kundschaftern gebrauchen, und lauern auf alles. Ich lagerte mich aufs Kissen, das mitten in der Gondel lag, und Balbi setzte sich neben mir auf die Bank. Er hatte meinen Mantel auf dem Arm, und keinen Hut auf dem Kopfe. Vermuthlich mochte man mich in meinem comischen Aufzuge für einen herumziehenden Marktschreyer oder Taschenspieler halten, und Balbi für meinen Bedienten. Als wir mitten auf dem Canal waren, steckte ich den Kopf zum Fenster hinaus, und rief dem barcarolo zu: Glaubst du wol, daß wir in einer Stunde zu Mestre sind? Sie wollen ja nach Fusino, versetzte er. Das wäre schön, gab ich ihm zur Antwort, dort habe ich ja gar nichts zu thun. Jetzt nahm der Schiffsknecht das Wort, bekräftigte die Versicherung seines Herrn, und beide beriefen sich auf das Zeugniß des Pater Balbi. Der Ehrenmann versicherte, er könne es nicht über sein Gewissen bringen, ihnen unrecht zu geben. Ich lachte hell auf, und sagte: es kann ja wol seyn, daß ich mich irrte. Wenn man die Nacht über nicht geschlafen hat, wie es mit mir der Fall ist, so verspricht man sich leicht. Aber ich will nicht nach Fusino, sondern nach Mestre. Gut! erwiederte der Schiffer, wir fahren Sie wol nach England, wenn Sie es befehlen. Zu Me-

*) Eine spanische Goldmünze, die dermalen keinen Curs mehr hat. Sie galt ein halb Zechine.

Mestre wollen wir bald seyn, denn Wasser und Wind sind uns günstig.

Sobald wir nach Mestre kamen, ging ich sogleich nach einem Gasthofe, wo gewöhnlich die Lohnkutscher einkehren. In wenig Minuten war mein Accord mit einem dieser Leute geschlossen. Er hatte eine leichte Chaise mit zwey Pferden, und versprach mir, mich in Zeit von fünf Viertelstunden für funfzig Livres nach Treviso zu fahren. Ich drehte mich um, und wollte mit dem Pater Balbi sprechen; der war auf einmal über alle Berge. Ich ließ ihn suchen, man fand ihn nirgends. Ich lief auf die Straße, fragte jeden Vorübergehenden; kein Mensch hatte ihn gesehen. Nun ward ich toll. Laß ihn sitzen, dacht' ich, und reis' allein. Aber mein Herz widersetzte sich diesem Entschluß. Endlich kam ich auf den Einfall, im Vorbeygehen ihn in einem Caffeehause zu suchen. Siehe! da saß der feine Herr, trank seine Chocolate, und unterhielt sich mit der Aufwärterin. Kommen Sie doch näher, sprach er, und trinken Sie auch ein Täßchen. Sie müssen es ja doch bezahlen! Ich mag nicht! sagte ich mit bebender Zunge, und packte ihn so grimmig beym Arm, daß er nach Verlauf von acht Tagen noch ein blaues Wahrzeichen darauf hatte. Er regte sich nicht, denn er sah, daß ich vor Zorn ganz außer mir war. Ich bezahlte, und wir gingen mit einander nach dem Gasthofe, wo unser Fuhrwerk schon auf uns wartete.

Nicht weit vom Caffeehause begegnete mir ein gewisser B. To... Er war eben kein böser Mensch, stand aber doch in dem Rufe, als wenn er sich von der Staatsinquisition zum Kundschafter brauchen lasse. Ey, ey! rief er mir zu, wie kommen Sie denn hieher? Sie sind gewiß aus den Bleykammern entwischt! Nun das freut mich. Erzählen Sie mir doch geschwind, wie Sie durchgekommen

sind. Ich faßte mich, und fragte ihn lächelnd: ob er denn nicht wisse, daß ich schon seit zwey Monaten wieder in Freyheit sey? Wenn das wäre, sprach er, so müßte ich es auch wissen; denn ich war erst gestern an einem Orte, wo ich es gewiß erfahren hätte. Man denke, wie mir bey diesen Worten zu Muthe war! Ich sagte ihm ins Ohr, er solle ein wenig mit mir dort hinter den Gasthof gehen. Dies war ihm recht. Als ich niemand mehr um uns, und freyes Feld vor mir sah, griff ich mit der rechten Hand nach meinem Spieße, und mit der linken nach seiner Brust. Er wich mir aus, sprang über einen Graben, und lief aus Leibeskräften davon. Einigemal drehte er sich noch um, und warf mir eine Kußhand zu, als wolle er sagen: Adieu! Adieu! Reisen Sie in Gottes Namen, und fürchten Sie nichts. Ich steckte meinen Spieß wieder ein, warf einen verächtlichen Blick auf Balbi, der allein Schuld an diesem Auftritte war, und ging mit ihm nach dem Gasthofe zurück. Ohne widrigen Zufall langten wir zur bestimmten Zeit in Treviso an. Hier bestellte ich gleich Postpferde, unter dem Vorwande, nach Carignan zu reisen. Statt dessen spazirten wir ganz langsam zum Thor hinaus, verdoppelten sodann unsern Schritt, und eilten auf ungebahnten Wegen nach Feltri zu. Drey Stunden mochten wir ungefähr gegangen seyn, als ich nicht mehr fort konnte. Seit meiner Flucht aus dem Gefängniß hatte ich noch nicht das geringste genossen; jetzt mußte ich Nahrung zu mir nehmen, oder mein Ende gewärtigen. Ich warf mich auf die Erde, ersuchte den Pater Balbi, meinen Mantel neben mich zu legen, und aus einem nahe gelegenen Pachthofe einige Lebensmittel zu holen. Zu dem Ende gab ich ihm einen Philippo mit, den er einstweilen zum Unterpfande einsetzen sollte. Balbi machte die hämische Bemerkung, er hätte nicht gedacht,

daß

daß ich so ein Schwächling sey, erfüllte aber doch meine Bitte, und kam bald darauf mit einer schmackhaften Mahlzeit zurück. Wir setzten uns aufs Gras, aßen herrlich, tranken unser Gläschen Wein dazu, und bezahlten nur die geringfügige Summe von dreißig Sous. Nach dem Essen wollte mich der Schlaf überfallen; ich sprang aber auf und war so erquickt, daß ich mit meinem Gefährten abermals vier Stunden in einem fortgehen konnte. Von einer Bauersfrau, die uns hinter einem Dorfe begegnete, erfuhr ich, daß wir bereits zwanzig italiänische Meilen von Treviso seyen. Jetzt war ich aber auch äußerst entkräftet; die Füße waren mir geschwollen; und wir hatten nur noch eine Stunde bis zu Einbruch der Nacht. Eben waren wir an einem Gebüsch; ich ging hinein, legte mich nieder, und ließ meinen Reisegefährten neben mir sitzen. Mit der freundlichsten Miene und im sanftesten Tone stellte ich ihm die Nothwendigkeit vor, uns eine Zeitlang zu trennen. Ich hatte bereits beschlossen, uns nach dem Städtchen Borgo di Val Sugana im Tridentinischen Gebiete zu begeben. Alles kam darauf an, wie wir es erreichten, ohne unterwegs entdeckt zu werden. Deswegen rieth ich dem Balbi, voranzugehen, und mich in einem gewissen Gasthofe daselbst zu erwarten. Ich selbst wollte meinen Weg über das Gebirge nehmen, und ihm folgen, sobald ich mich nur ein wenig erholt haben würde. Ich unterstützte diesen Vorschlag mit den triftigsten Gründen. Ich gab dem Balbi meine ganze Baarschaft, schenkte ihm meinen Mantel, wies ihm die Wunden auf meinen Knieen, die Blasen an meinen Füßen, und suchte ihn zu überzeugen, daß seine persönliche Sicherheit die Befolgung meiner Maaßregeln nothwendig mache. Vergebens! Trocken und kalt gab er mir zur Antwort: sein Entschluß sey längst schon gefaßt. Er werde sich nicht von mir trennen, und

wenn

wenn es ihm Leib und Leben kostete. Da ich dies hörte, raffte ich mich auf, knüpfte meine Strumpfbänder zusammen, maß ihn damit, und zeichnete seine Länge auf dem Erdboden ab. Nun nahm ich meinen Spieß, und fing sehr emsig zu graben an. Balbi stutzte, that verschiedene Fragen, bekam aber keine Antwort von mir. Nach Verlauf einer Viertelstunde sah ich ihn kummervoll an, und sagte, er möge sich nun immer darauf gefaßt machen, seine arme Seele dem lieben Gott zu befehlen. Das soll ein Grab werden, sprach ich; einer von uns beiden muß da hinein, du oder ich; dies ist die Folge deines brutalen Betragens. Balbi schwieg. Ich grub wieder fort, doch wurde mir allgemach bange, daß ich den Spaß zu weit treiben möchte. Ehe ich mir es versah, fiel Balbi auf die Knie vor mir nieder. Ich hielt ihm die Spitze meines Spießes entgegen; dies war unnöthig; er versprach mir in allem zu folgen. Auf diese Versicherung umarmte ich ihn, prägte ihm nochmals seine Lection ins Gedächtniß, gab ihm meinen Mantel nebst dem Ueberrest meiner zwey Zechinen, und entließ ihn in Friede. Ich freute mich herzlich, als ich das Unthier los war, ob ich gleich keinen Sous mehr in der Tasche hatte, und noch nicht absehen konnte, woher ich das Fährgeld nehmen würde, um über zwey Flüsse zu kommen, die ich auf meiner fernern Reise passiren mußte.

Indem ich so hin und her dachte, ward ich einen Hirten gewahr, der ungefähr zehn bis zwölf Schaafe auf einer benachbarten Anhöhe weidete. Ich ließ mich ins Gespräch mit ihm ein, und erfuhr, daß ich im Val de piadene sey. Er nannte mir die Besitzer der umliegenden Landhäuser; ich kannte sie sämtlich, wollte es aber nicht wagen, mich vor ihnen sehen zu lassen. Endlich erkundigte ich mich nach dem Eigenthümer eines roth angestrichenen Hauses, das in eini-

einiger Entfernung vor mir lag. Wie groß war mein Schrecken, als ich vernahm, daß es dem Landhauptmann gehöre, der zugleich Chef der Polizeysoldaten ist! Ich nahm Abschied vom Hirten, und ging, wie vom Instinct geleitet, den Hügel herab. Noch jetzt ist es mir unbegreiflich, wie ich auf den Einfall gerieth, mich jener furchtbaren Wohnung zu nähern. Genug, ich ging hinein, fand ein Kind im Hofe, das mit dem Kreisel spielte, und fragte es, wo sein Vater sey. Es sprang fort, und rief seine Mutter. Sogleich kam eine hübsche Frau herbey, die in andern Umständen war. Sie näherte sich mir, sagte, ihr Mann sey nicht zu Hause, und fragte mich, was ich von ihm begehre. Es sey mir leid, sprach ich, daß ich meinen Herrn Gevatter nicht antreffe, um so mehr freue es mich aber, seine schöne Ehehälfte kennen zu lernen. Gevatter? erwiederte sie. Sie sind also vermuthlich Herr Vetturi, der uns die Gefälligkeit erzeigen will, das Kind, mit dem ich jetzt gehe, über die Taufe zu halten? Nun, das ist mir doch recht angenehm. Mein Mann wird es außerordentlich bedauern, daß er Ihnen nicht mit seinem Besuch zuvorgekommen ist. Sie erzählte mir hierauf, ihr Mann habe Befehl erhalten, mit einem Commando seiner Leute einen Streifzug zu machen. Er verfolge zwey Gefangene, die aus den Bleykammern entwischt seyen, und werde schwerlich unter einigen Tagen zurückkommen. Jetzt wußte ich, daß ich in Sicherheit war. Die Dame nöthigte mich, in ihrem Hause zu übernachten, und ich ließ es mir gefallen. Vorher hatte ich schon erzählt, daß ich auf der Jagd gewesen, mit dem Pferde gestürzt sey, und das Unglück gehabt habe, mir auf den Knieen ein paar tiefe Löcher zu fallen. Mein Wagen werde vermuthlich des andern Tages kommen, mich abzuholen. Ein besseres Mittel, meinen seltsamen

men Aufzug zu beschönigen, fiel mir eben nicht ein. Die Dame war einfältig genug, meiner höchst unwahrscheinlichen Erzählung zu glauben. Sie rief ihre Mutter herbey, sagte ihr ins Ohr, wer ich sey, und ersuchte sie, mir meine Wunden zu verbinden. Die Alte traf hierauf die Veranstaltung, daß ich in ein besonderes Zimmer gebracht wurde. Man setzte mir ein herrliches Nachtessen vor, entkleidete mich sodann, schaffte mich ins Bett, und legte mir Umschläge auf meine Wunden. Ich schlief ein, und wachte nicht eher wieder auf, als bis es heller Tag war. Des andern Morgens schien mir alles, was mit mir vorgegangen war, ein Traum zu seyn. Ich brauchte wenigstens fünf Minuten, ehe ich mich wieder völlig besinnen konnte. Die Haare standen mir zu Berge, als ich endlich meine gefährliche Lage überdachte. Ich sah nach meinen Wunden; sie waren geheilt. Hastig sprang ich aus dem Bette, kleidete mich in der größten Geschwindigkeit an, ging einige Secunden auf dem Hofe herum, und schlich mich sodann zum Hause hinaus.

Fünf Stunden lang eilte ich über Berg und Thal, und ward keinen einzigen Menschen gewahr. Gegen Mittag hörte ich endlich den Schall einer Glocke. Ich sah mich um, und bemerkte eine kleine Kirche, in welche ziemlich viel Menschen gingen. Es war Allerseelentag, und ich spürte ein Verlangen in mir, in dieser Kirche Messe zu hören. Als ich hineintrat, erblickte ich den Neffen des Staatsinquisitors M. Marc... Gr... nebst seiner Gemahlin M. M. Pis... Beide erschracken nicht wenig, als sie mich ansichtig wurden. Nach geendigter Messe kam besagter Herr hinter mich drein, und sagte: Wie geht's Ihnen? Wo ist Ihr Reisegefährte? Freymüthig beantwortete ich diese Fragen, und schloß mit der Bitte, er möge doch so gütig seyn, mir etwas Geld vor-

vorzustrecken. Dies schlug er mir ab, hingegen tröstete er mich mit der Versicherung, ich würde auf meinem Wege verschiedene Eremiten antreffen, die mich gewiß nicht würden verhungern lassen. Hierauf verlangte er zu wissen, wie ich es nur angefangen hätte, um aus den Bleykammern zu entwischen. Ich versetzte: Die Eremiten werden nunmehro vermuthlich bald speisen; ich bin ohne Geld, mithin muß ich eilen, daß ich zu ihnen komme! Hiermit machte ihm mein Compliment, und ging meines Weges.

Ununterbrochen setzte ich meine Wanderschaft bis gegen Sonnenuntergang fort. Hungrig und müde verweilte ich endlich vor einem einzeln liegenden Hause, das ziemlich gut aussah. Ich verlangte den Eigenthümer desselben zu sprechen, die Verwalterin sagte mir aber, er sey auf einer Hochzeit jenseit des Flusses, und werde die Nacht über dort bleiben. Wenn ich jedoch einkehren wolle, so werde sie mich eben so gut bedienen, als ob ihr Herr zugegen sey. Dies Erbieten nahm ich dankbar an. Ich speisete sehr gut, ward nachher in ein schönes Zimmer geführt, bekam ein herrliches Bett, und schlief eilf Stunden in einem Strich. Als ich erwachte, sah ich verschiedene Briefe liegen. Ihre Aufschrift belehrte mich, daß ich die Nacht in der Wohnung des Herrn Rombenchi zugebracht hatte, der, ich weiß nicht mehr an welchem Hofe, einst Consul war. Ohne ihn zu kennen, setzte ich ein Danksagungsschreiben an ihn auf, und übergab es der gefälligen Hausmeisterin, die mich so trefflich bewirthet hatte.

Des folgenden Tages hatte ich mein Mittagsmahl dem Pater Guardian eines Capuzinerklosters zu danken. Wahrscheinlich würde mir dieser gute Mann auch Geld gegeben haben, wenn er nicht befürchtet hätte, daß ich mich darüber scandalisiren

 möchte.

möchte. Gleich nach der Mahlzeit setzte ich meinen Stab wieder weiter. Zwey Stunden vor Sonnenuntergang begegnete mir ein Bauer, bey dem ich mich nach dem Eigenthümer eines Landhauses erkundigte, welches dicht vor mir lag. Meine Freude war groß, als er mir den Namen eines Mannes nannte, welchen ich für meinen Freund hielt, der viel Vermögen hatte, und in dem Rufe der Rechtschaffenheit stand. Ich näherte mich seiner Wohnung, klopfte an, fragte nach ihm. Man sagte mir, er sey in einem Zimmer zu ebener Erde, und ganz allein. Ich riß die Thür auf, rannte auf ihn los, wollte ihn umarmen. Er stieß mich von sich, trat einige Schritte zurück, und sagte mir Dinge, die mich eben so sehr kränkten, als empörten. Aus Rache verlangte ich sechzig Zechinen von ihm, und zwar gegen Ausstellung eines Wechsels à vista auf Herrn Br.... Er schlug es mir ab, entschuldigte sich mit seiner Furcht vor der Staatsinquisition, rieth mir, mich gleich aus dem Staube zu machen, und bot mir nicht einmal ein Glas Wasser an. Dieser alte sechzigjährige Geldmäkler war mir von frühern Zeiten her viel Verbindlichkeit schuldig. Seine unbarmherzige Weigerung machte mich wüthend. Ich holte meinen Spieß hervor, erwischte ihn beym Kragen, und drohte ihm den Tod, wofern er nur einen Laut von sich gäbe. Mit Zittern und Beben holte er ein Schlüsselchen aus der Tasche, und wollte es mir in die Hand drücken, indem er auf seinen Geldkasten wies. Nein, sagte ich, schließ ihn selbst auf! Er gehorchte, und zeigte mir einen großen Haufen Zechinen, wovon ich mir nehmen sollte. Ich befahl ihm, mir sechs davon mit eigenen Händen zu geben. Ich dachte, Sie wollten deren sechzig haben, sprach er. Das ist wahr, erwiederte ich, da du mich aber in die Nothwendigkeit setzest, Gewalt zu gebrauchen, so will ich ihrer nur sechs,

und du bekömmst keine Handschrift darüber. Das verspreche ich jedoch, daß du dein Geld zu Venedig wieder bekommen sollst. Dort werde ich ein Circularschreiben herumgehen lassen, damit die Welt erfährt, welch ein Kerl du bist. Der Niederträchtige fiel mir zu Füßen, und bot mir seinen ganzen Goldklumpen an; ich stieß ihn aber vor die Brust, und drohte, ihm das Haus überm Kopf anzustecken, wofern er bey meinem Abschiede den geringsten Lärm machen werde.

Nach diesem Auftritte wanderte ich noch zwey Stunden weiter, und übernachtete sodenn in einem Bauernhause, wo ich mit einer frugalen Mahlzeit und einem Strohlager vorlieb nahm. Des andern Morgens kaufte ich mir für zwey Zechinen einen Ueberrock von grobem blauem Tuche, der dem Pfarrer dieses Ortes zugehört hatte, und zog hierauf meine Straße. Zu Feltri schaffte ich mir Schuhe an, und miethete mir einen Maulesel, der mich nach dem Flecken Scala brachte. Ein Soldat, den ich hier antraf, erkundigte sich nicht einmal nach meinem Namen. Ich nahm sogleich eine Chaise mit zwey Pferden, und traf noch gegen Abend zu Borgo de Valfugana in dem nemlichen Gasthofe ein, wohin ich den Pater Balbi bestellt hatte. Wäre dieser Mensch nicht auf mich losgegangen, so hätte ich ihn wirklich nicht erkannt. Sein Anzug machte ihn ganz unkenntlich. Er trug einen grünen Ueberrock, eine baumwollene Mütze, und oben drüber einen großen runden Hut. Diese Kleidungsstücke hatte er von einem Pachter gegen meinen Mantel und einen Zechin baares Geld erhalten. Er war erst des nemlichen Morgens nach Borgo gekommen, hatte sich aber schon recht gütlich gethan. Der edeldenkende Mann sagte mir ganz unverholen, er hätte nicht geglaubt, daß ich ihm Wort halten und nachkommen würde. Ich blieb den ganzen folgenden Tag in meinem Bette liegen,

und schrieb mehr als zwanzig Briefe, ein Dutzend Circularschreiben nicht mit gerechnet, worin ich meinen Freunden von den sechs entlehnten Zechinen Nachricht gab, und von dem Verfahren, dessen ich mich bedient hatte, dieselben in meine Hände zu bekommen. Pater Balbi schrieb auch; seinem Prior und seinen Klosterbrüdern sagte er Grobheiten, und den Mägden, die er zu Müttern gemacht hatte, zärtliche Dinge.

In der folgenden Nacht schlief ich zu Pergino. Hier erhielt ich einen unvermutheten Besuch vom jungen Grafen D'Alberg, welcher (der Himmel weiß wie!) die Nachricht erhalten hatte, daß wir aus dem Gebiete der Republik Venedig geflüchtet waren. Nun ging die Reise nach Trident, und von da nach Bolzano. Hier hatte ich kein Geld mehr. Der Banquier Mench, ein alter freundlicher Mann, sagte bey dem Wirth für uns gut, und sandte auf meine Bitte einen seiner Leute nach Venedig, der mir nach Verlauf einer Woche hundert Zechinen überbrachte. Von diesem Gelde kleidete ich mich und den Pater Balbi von Kopf bis zu Fuß. Wie konnte ich auch anders! Der brave Mann erinnerte mich täglich daran, daß ich ihm meine Freyheit zu verdanken hätte, und daß er folglich berechtigt sey, wenigstens die Hälfte meines jetzigen und künftigen Vermögens in Anspruch zu nehmen. Die Gesellschaft dieses Menschen ward mir täglich lästiger. Ich nahm ihn mit nach München. In allen Herbergen, wo wir nur einkehrten, verliebte er sich sogleich in die Mägde. Da er ziemlich häßlich aussah, die Landessprache nicht verstand, und immer nichts in der Tasche hatte, so ward er nicht selten von den Maritornen in Tyrol mit Ohrfeigen regalirt, die er aber jederzeit mit himmlischer Gelassenheit ertrug. Bisweilen beliebte er mich einen Filz, einen Knicker zu nennen, weil ich ihm kein Geld

in

in die Hand gab, die Tugend jener Geschöpfe auf die Probe zu stellen.

Zu München traf ich die alte siebenzigjährige Gräfin Coronini an. Diese vortreffliche Dame wirkte mir die Erlaubniß bey Hofe aus, eine Zeitlang in dieser Stadt bleiben zu dürfen. Nicht so verhielt es sich mit dem Pater Balbi. Die Mönche de Somasca haben ein Kloster in München. Man fürchtete, sie möchten ihren ehemaligen Mitbruder in Anspruch nehmen, und rieth ihm wohlmeinend, die Stadt zu verlassen. Ich ging zum Beichtvater des Churfürsten, und bat ihn, den armen Balbi doch wenigstens mit einigen Empfehlungsschreiben zu versehen. Allein dieser Jesuit ließ mich sehr übel an. Mein Character, sagte er, sey bereits zu München von Grund aus bekannt. Ich fragte ihn in männlichem Tone, ob er mit diesen Worten mir eine gute oder eine böse Nachricht hinterbringen wolle? Er schwieg, und ließ mich stehen. Die Gefälligkeit, welche dieser Pfaff mir verweigerte, ward mir ganz unvermuthet von einer Tänzerin erzeigt. Es war eine junge geistvolle Frau, die ich schon seit ihrer Kindheit kannte. Sie hatte Bekanntschaft zu Augsburg, und gab mir ein Schreiben an den Canonicus Bassi, damaligen Dechant zu Sanct Mauritius. Mit dieser Empfehlung machte sich Balbi auf die Reise. Vier Tage nachher meldete er mir schon, daß er sehr gut aufgenommen, als Abbé gekleidet, und nicht nur den vornehmsten Magistratspersonen, sondern sogar dem Fürstbischof vorgestellt worden sey. Der edelmüthige Dechant hatte ihm noch überdies versprochen, daß er ihm Dispensation von seinen Ordensgelübden zu Rom, und gänzliche Begnadigung zu Venedig auswirken wolle. Am Schlusse seines Schreibens verlangte er ein paar Zechinen von mir; er sey viel zu edel, fügte er hinzu, den Dechant um so was zu bitten,

und dieser sey nicht edel genug, es ihm anzubieten. Ich gab ihm keine Antwort.

Als ich wieder allein und in Ruhe war, dachte ich ernstlich an die Wiederherstellung meiner zerrütteten Gesundheit. Meine Leiden und Mühseligkeiten hatten mir Nervenkrämpfe zugezogen, die mich sehr üble Folgen befürchten ließen. Eine strenge Diät trug nicht wenig dazu bey, meine Genesung zu beschleunigen. In Zeit von drey Wochen war ich völlig wieder gesund. In der letzten Hälfte des Decembers trat ich meine Reise nach Frankreich an, ging über Augsburg, und ruhte daselbst sieben Stunden lang aus. Gern hätte ich bey dieser Gelegenheit den liebenswürdigen Bassi gesprochen; er war aber leider verreiset. Pater Balbi war noch immer der nemliche. Er war gut gekleidet, gut logirt, gut bedient, und doch nicht zufrieden. Er habe alles, was er bedürfe, sagte er, nur leider kein Geld. Es sey zum Erstaunen, daß der Dechant, der seinen Geldmangel doch kenne, ihm nicht bisweilen ein paar Ducaten gäbe. Ich frug ihn, warum ihm denn seine hochadlichen Herrn Brüder, und Vettern und Oheime nichts schickten? Sie wären ihm alle feind, gab er zur Antwort. Er hätte sagen sollen: Sie sind eben so arme Teufel, wie ich. Es fehlte mir damals gar nicht an Geld; ich widerstand aber der Versuchung, ihm welches zu geben, denn er war ein undankbarer, schlechtdenkender, niederträchtiger, unersättlicher Kerl. Zu Ausgang des Märzmonates erhielt ich hiervon einen abermaligen Beweis. Sein Dechant schrieb mir nach Paris: Balbi sey mit einer Magd durchgegangen, und habe ihm etwas Geld, eine goldene Uhr, und ein Dutzend silberne Teller entwendet. Noch wisse man nicht, wo er hingekommen sey. Am Ende des Jahres meldete man mir von Venedig, er stecke wieder in den Bleykammern. In der Folge vernahm ich, er habe sich mit der Magd

nach

nach Coira in Graubündten geflüchtet. Dort habe er die reformirte Religion annehmen und seine Dame heirathen wollen. Da er aber nicht darthun können, womit er sich zu nähren gedenke, so sey ihm sein Gesuch abgeschlagen worden. Nicht lange nachher sey er in dürftige Umstände gerathen; die Magd habe ihn öfters geprügelt, und sey endlich von ihm gegangen. Pater Balbi, der nun gar nicht mehr wußte, was er anfangen solle, habe sich sodann nach Brescia begeben, dem dortigen Gouverneur sein Schicksal entdeckt, und ihn um seine Protection gebeten. Statt dessen sey er ins Gefängniß geworfen, der Staatsinquisition überliefert, und auf Befehl derselben wieder nach den Bleykammern gebracht worden. Hier traf er nun freylich den Grafen Asquin nicht mehr an; denn man hatte denselben in Rücksicht seines hohen Alters in die quattri gesetzt. Fünf bis sechs Jahre nachher erfuhr ich, man habe den Herrn Pater aus den Bleykammern zwar wieder losgelassen, ihn aber statt dessen in ein Pönitenzkloster auf einer Anhöhe bey Feltri gesteckt. Nach Verlauf eines halben Jahres sey er aber von da entsprungen und nach Rom gegangen, wo er sich dem Pabst Rezzonico zu Füßen geworfen, und die Erlaubniß von ihm erhalten habe, hinfüro als Weltpriester zu leben. Nachher kam er wieder in sein Vaterland zurück, und lebte daselbst nach wie zuvor; nemlich immer liederlich und im Elende. Bey meiner letzten Anwesenheit zu Venedig erhielt ich einen Besuch von ihm. Er war zerrissen und zerlumpt. Dies dauerte mich. Ich that alles für ihn, was ich zu thun vermochte; freylich mehr aus Schwäche, als aus Tugendtrieb. Er beschloß sein Leben im Jahr 1785.

Ich war zu Triest, als ich am 12ten September 1774 von dem dortigen venetianischen Consul, Herrn von Monti, ein Billet erhielt. Es kam von

der Staatsinquisition, und enthielt den Befehl, mich binnen Monatsfrist vor dem Secretaire dieses Tribunals, il circospetto Businello zu stellen, und dort das weitere zu vernehmen. Man rieth mir ab, suchte Mistrauen in mir zu erregen. Allein das Billet war von dem edeln Grimani unterzeichnet, und vertrat die Stelle eines sichern Geleites. Ich kannte diesen Mann; er war Staatsinquisitor; mir galt sein Wort. Anstatt einen Monat zu warten, reisete ich in den ersten vier und zwanzig Stunden nach Venedig. Der Secretaire Businello, vor dem ich mich stellte, war ein Bruder von demjenigen, der dieses Amt vor achtzehn Jahren bekleidete. Kaum hatte ich ihm meinen Namen genannt, als er mir um den Hals fiel, und mir meine Gnade ankündigte. Diese Wohlthat, sagte er, hätte ich meiner Widerlegung des Amelot de la Houssaye über die Staatsverfassung von Venedig zu danken. Sie thaten nicht wohl, fuhr er fort, daß Sie die Flucht ergriffen. Hätten Sie nur noch ein klein wenig Geduld gehabt, so würden Sie Ihre Freyheit erhalten haben. Ich gab ihm zur Antwort, ich hätte befürchtet, auf Lebenszeit eingesperrt zu seyn. Wie konnten Sie das denken? erwiederte er; picciola colpa, picciola pena. Ich fiel ihm hastig ins Wort, und bat ihn, er möge mir doch nur sagen, worin mein Verbrechen bestanden habe; ich wisse es bis diese Stunde noch nicht. Il circospetto legte den Finger auf den Mund, und stand wie Harpocrates da. Jetzt hatte ich genug. Ich dankte dem Herrn Secretaire für meine Begnadigung, und versprach ihm, derselben mich würdig zu bezeigen. Nicht minder gnädig wurde ich von den drey Staatsinquisitoren empfangen. Sie luden mich nach der Reihe zur Tafel, ließen sich die Geschichte meiner Flucht erzählen, und interessirten sich thätig für mich; kurz, ich hatte alle mögliche Ursache, mit ihrem

Be-

Betragen zufrieden seyn. Die Tage, welche ich damals in Venedig zubrachte, gehören unter die glücklichsten meines Lebens. Jedermann glaubte nunmehr, ich würde eine Stelle erhalten, die mit meinen Fähigkeiten und meinem Stande in gehörigem Verhältnisse stehe. Ich allein glaubte es nicht. Dies hätte das Ansehen einer Vergeltung gehabt, und gerade dies war es, was die Staatsinquisition sorgfältig vermeiden mußte. Neun volle Jahre verstrichen, ohne daß ich das geringste erhielt. Entweder war Venedig nicht für mich gemacht, oder ich nicht für Venedig. Ein unangenehmer Zufall veranlaßte mich zu dem Entschluß, es auf immer zu meiden. Ich verließ es mit dem nemlichen Gefühl, wie man ein Haus verläßt, das einem zwar gefällt, das man aber eines unruhigen Nachbars wegen nicht länger bewohnen mag. Jetzt lebe ich zu Dux in Böhmen, und bediene mich eines ganz einfachen Mittels, das gute Vernehmen zwischen mir und meinen Nachbarn zu erhalten. Ich spreche nicht mit ihnen.

II.

Kürzere, interessante, außerordentliche Begebenheiten.

1. Boshafter Betrug *).

„Morton, ein junger Mensch von guter Familie, hatte, um wohl zu leben, Banknoten verfälscht. Er wurde ergriffen, in Ketten gelegt, und erwartete sein Urtheil. Es war der Bank vorzüglich daran gelegen, durch diesen Prozeß auf den Grund der Sache zu kommen, um darnach künftig die nöthigen Maaßregeln zu nehmen.„

„Hierauf gründete Mortons Busenfreund, Deeds, seinen teuflischen Entwurf. Er besuchte seinen Freund oft im Gefängniß, bezeigte ihm sein Mitleid, und sein brennendes Verlangen, ihn durch eine kühne Unternehmung vom Tode zu retten. Wem ist ein solcher Freund nicht willkommen? Morton, zu einem schmachvollen Tode vorbereitet, glaubte, einen Engel des Lichts vor sich zu sehen, und überließ alles seinem großmüthigen Freunde. Durch Geld und List wußte es dieser dahin zu bringen, daß er glücklich aus seinem Kerker entkam, und sich des folgenden Tages schon an den französischen Küsten in Sicherheit sahe. Er nahm seinen Weg nach Flandern, und erreichte Brügge, wo er blieb.„

„Nun

*) Mannigfaltigkeiten aus der Natur und dem Menschenleben für allerley Leser, von J. A. E. Göze. Altona 1792. S. 8.

„Nun setzte Deeds seinen Plan fort. Er erbot sich, der in Verlegenheit gesetzten Bancoregierung den Morton wieder in die Hände zu liefern, wenn man ihm fünftausend Pfund Sterling geben wollte.„

„Man fand die Summe zu hoch, und glaubte mit Recht: wer im Stande sey, für fünftausend Pf. ein Verräther zu werden, der werde es auch für eintausend Pf. und noch geringer thun. Das letzte wurde ihm bewilliget, und der treulose Deeds, der nicht mehr erhalten konnte, schlug zu. Morton hatte, wie alle Engländer, die Leidenschaft, in seinem Vaterlande lieber halb unglücklich, als in einem andern Lande ganz glücklich zu leben. Er wünschte also nichts mehr, als nach England zurückzukehren. Deeds hatte seit vier Monaten fast beständig mit seinem Freunde correspondirt. Er hatte ihm auch von Zeit zu Zeit Geld überschickt, um ihn recht sicher zu machen. Das Opfer seines Lebens ersetzte alles wieder. Mit einemmale gab er ihm die Nachricht: er könne wieder zurückkommen. Blindlings vertrauete er sich seinem Busenfreunde, Erretter und Wohlthäter, der durchaus verlangte, er sollte unverzüglich kommen. Morton kam. Deeds erhielt sein Blutgeld, und jener Unglückliche wurde gehenkt. — Ich glaube, daß Deeds noch selbst zugesehen habe!!!

Fast von gleichem Schlage ist die Geschichte, die kürzlich aus dem Oesterreichischen in den öffentlichen Blättern berichtet wurde. Hier waren zween fast eben so vertraute Freunde, als Deeds und Morton. Der eine davon führte eine kaiserliche Casse, und es war kurz vorher der strenge Befehl gegeben worden, daß die Cassen sollten unvermuthet nachgesehen, und der vorgefundene Defect mit Gassenkehren bestraft werden. Der andere kam durch ein liederliches Leben in Noth, und gebrauchte diese Verordnung mit der größten Treulosigkeit gegen seinen Freund, als ein

Mit-

Mittel, sich aus der Noth zu helfen. Er ging zu ihm auf die Casse, da er zuletzt allein war, und eben abgehen wollte. „Freund! sprach er: ich bin in Noth. Du mußt mir mit fünfhundert Thalern helfen. Du weißt, daß ich ehrlich bin, und dich wieder bezahle.„ Der andere war dazu bereit, und bat ihn, mit nach seinem Hause zu gehen. „Nein, sprach er, gleich von der Casse mußt du mir das Geld geben. Morgen, ehe du auf die Casse gehst, bringe ich's dir wieder.„ Er ließ sich bereden, und gab ihm das Geld. Sogleich ging er hin, und zeigte an, daß sein Freund die Casse betrogen habe. Man möchte nur nachsehen. Es geschah. Er, als Anzeiger, bekam den Lohn seiner Verrätherey, da sich der Defect fand — und der andere entging kaum der Strafe. Doch entwickelte sich die Treulosigkeit des Verräthers bald. Welche Freundschaft!

III. Räthsel *).

(Nach dem Französischen des Rousseau.)

I.

Kunst und Natur, die ew'gen Feinde,
Erzeugten mich,
Und schwesterlich
Vereint sind sie in mir die trautsten Freunde!
Wer stirbt, lebt noch in mir,
Wer in mir lebt, entgeht dem Tode nicht,
Je treuer, siegender aus mir
Die Wahrheit spricht,
Je größer ist mein Trug;
So bald ich altre, bin ich nicht mehr alt genug,
Und jedes weitre Jahr
Macht, ohne mich zu ändern, mich jünger, als ich war.

N.

Eine andere Uebersetzung.

Kunst und Natur erzeugten mich;
Das Leben frist ich Dir, doch sterben laß ich Dich;
Je wahrer, desto täuschender ist meine Sprache;
Ich bleibe immer jung, wie alt die Zeit mich mache.

—s.

Die Auflösung ist:

Das Portrait.

IV.

*) Flora. Erster Jahrg. Febr. 1793. S. 115.

IV.

Merkwürdige Societäten.

1. Ducatengesellschaft.

Sie wurde im Jahr 1746 zu Neuwied errichtet. Ihre Einrichtung war folgende: Jeder, der sich in diese Societät begab, zahlte bey seinem Eintritt einen Species-Ducaten, und mußte folgende gedruckte Schrift unterzeichnen:

> Ich Endesbenannter bekenne, von N. N. zu der Anno 1746 errichteten Societät engagirt zu seyn, kraft welcher ich mich zu Zahlung eines Ducaten monatlich zur Societäts-Cassa anheischig mache, bis daß ich eine andere Person zu dieser Societät engagiret, und deren Declaration des Engagement halber auf mich lautend eingeliefert haben werde; will auch die Ducaten derer von mir engagirten Personen beytreiben, und dem Cassier monatlich überliefern.
>
> Datum (L. S.) N. N.

Wenn nun diese Declaration nebst dem Ducaten dem Cassier eingesendet worden, so wurde darüber nachstehendes Certificat ausgefertigt:

> Daß N. N. in den Societäts-Gegenbüchern mit e. g. No. 3. von No. II. richtig eingetragen worden, und unsere Societäts-Privilegien zu genießen haben wird. Datum
>
> (L. S.)
>
> No. III. N. N. No. XV. N. N. Cassier.

So

So lange ein Mitglied dieser Societät noch niemand engagirt hatte, mußte es alle Monate 1 Ducaten zahlen; nach erfolgter Werbung hörte dies aber auf, und die Obligation fiel nunmehr auf den Recruten. Dann erhielt das Mitglied folgendes Certificat:

Daß N. N. in denen Societäts-Gegenbüchern mit e. g. No. IV. richtig eingetragen worden, und der Societäts-Vorrechte zu genießen haben wird. Datum.

(L. S.)

No. III. NN. No. XV. N. N. Cassier.

Eines jeden Mitgliedes Vortheil bestand also darin, viele zu engagiren. Hatte man ihrer drey engagirt, so bekam man alle Monate 1 Species-Ducaten; hatte man 5 engagirt, so zog man monatlich 2 Ducaten; für 7. 3, für 9. 4, und so weiter. Wer also das Glück gehabt hätte, auf seinen Namen 25 Mitglieder zu engagiren, der würde monatlich 12 Ducaten gezogen haben.

Wenn ein Mitglied in fatale Umstände gerieth, so sollten ihm nach seinem Belieben, wenn es die Noth erforderte, und nach vorgängiger Erkenntniß des Aeltesten der Societät, aus der Societäts-Cassa die hinreichenden Kosten zu einem convenablen Tisch, Kleidung und Quartier verschafft werden. Uebrigens bekam man gleich nach der Aufnahme die gedruckten Statuten, die aber niemand als nur solchen gezeigt werden durften, die sich wirklich engagiren wollten. — Die ganze Einrichtung dieser Ducatengesellschaft erhellet aus folgender Schrift:

Kurze und zuverlässige Nachrichten von dem Ursprung, jetzigen Beschaffenheit und Endzweck der in anno 1746 errichteten Societät, herausgegeben durch G. M. Gudenus, Hochgräfl. Wied-

Wied-Runkelischen Hofrath, der löbl. Societät Senior und Correspondenten. Neuwied 1747. (Mehr Noten als Text, S. 26 bis 28. imgl. S. 43.)

A—a.

V.

Interessante Fragen.

1. Fragen, das Naturrecht betreffend.

1) Die Griechen und Römer bewaffneten sich nur zur Zeit des Kriegs; wir thun es mitten im Frieden. Jeder trägt zu seiner Vertheidigung den Degen an der Seite, als wandelte er immer in Feindes Gebiet. Was ist also in Ansehung der Degen natürlichen Rechtes?

2) Kann das Degentragen jemand berechtigen, sich eines Dolches, als eines bequemern, schärfern Gewehrs zu bedienen? Was ist in Ansehung der Dolche natürlichen Rechtes?

3) In Macedonien mußte jeder Soldat die Pfeile, welche er verschoß, mit seinem Namen bezeichnen, damit die Hand dessen, der sie absandte, nicht unbekannt blieb. Montesquieu wandte dies Gesetz auf heimliche Anzeigen an; auf Schmähschriften ist es ebenfalls anwendbar. Was ist in Ansehung der Schmähschriften natürlichen Rechtes?

4) Ist es wol erlaubt, die Waffen, derer man sich bedient, mit dem Namen eines andern statt seines eige-

eigenen zu bezeichnen, und auf diese Art sowohl denjenigen zu verwunden, welchen man angreift, als auch den, dessen Name mißbraucht ward? Was ist in Ansehung anonymer Satyren natürlichen Rechtes?

5) Bescheidenheit und Klugheit mögen zuweilen sich hinter der Maske des Anonymen verbergen; aber dürfen sie wol eine solche Maske wählen, die einer bekannten Person ähnlich siehet? Dürfen sie die Gesichtszüge anderer, um ihre eigenen zu verheimlichen, zur öffentlichen Schau ausstellen? Was ist in Ansehung der Masken natürlichen Rechtes?

6) Erlaubt der Enthusiasmus für eine gute Sache Unredlichkeit? Darf man zu Vergütung begangenen Unrechtes der Wahrheit entsagen? Was ist in Ansehung des Enthusiasmus und des Uebertriebenen natürlichen Rechtes?

7) Ist Diebstahl eben so erlaubt in der gelehrten Republik, wie in der spartanischen? Darf man, auf eine hinterlistige Art, eine geheime Schrift, ohne Vorwissen des Verfassers, öffentlich bekannt machen, oder ein unschädliches Werk verunstalten? Was ist in Ansehung der Manuscripte und Copisten natürlichen Rechtes?

8) Wer ist wol am strafbarsten: der Copist, welcher eine Verrätherey begehet, der Büchermäkler, der damit wuchert, oder das Publicum, welches sich daran ergötzt? Was ist in Ansehung der Straßenräuber und Corsaren natürlichen Rechtes?

Cerutti *).

A—k.

VI.

*) Encyclopédie des Journeaux, T. I. 1788. p. 255 —257.

VI.

Theologisches Bedlam.

Die Beyspiele theologischer Thorheiten und Sonderbarkeiten älterer und neuerer Zeiten, die in diesen Heften zuweilen geliefert werden, sollen nicht blos zur Erschütterung des Zwerchfells dienen, sondern auch:

1) Als Belege mancher Behauptungen in dem Geistlichen oder Religionslehrer, besonders I. E. Kirchengeschichte.

2) Zur Beantwortung der Fragen: ob und in wie fern wir aufgeklärter sind, als unsere Vorfahren? ob die Denkungsart und der Geschmack voriger Zeiten wahrer, edler, schöner und nützlicher war, als unsere Aufklärung? ob die Menschheit überhaupt seitdem fortgerückt ist? ob wir jene Zeiten wieder zurückwünschen sollen?

3) Zum Beweis, daß ohne Cultur der menschlichen Vernunft selbst, alle Offenbarung wenig oder nichts nützen kann. Denn was war die Bibel in den Händen verkehrter Theologen, und was ist sie in den Händen menschenfreundlicher Philosophen?

4) Als Warnung vor ähnlichen Fehlern; u. s. w.

1. Kanzelanecdoten *).

1) Menot, ein französischer Prediger im Anfang des 16ten Jahrhunderts, bewies in einer Predigt,

*) Geschichte der Veränderungen des Geschmacks im Predigen 2c. von Schuler. Halle 1792.

digt, daß das Tanzen vom Teufel sey, mit folgendem Schluß: Das Tanzen geschieht in der Rundung herum, der Teufel aber gehet rund herum, folglich ist das Tanzen vom Teufel. — Des Teufels runde Reisen bewies er aus Hiob 1, 7.

2) Dieser Menot und seinesgleichen untersuchten auf der Kanzel: Ob Jesus nicht gekreuzigt worden wäre, wenn ihn Judas nicht verrathen hätte? — Ob Maria ihren Sohn selbst würde gekreuzigt haben, wenn andere Leute es nicht gethan hätten? — Ob Gott auch eine Sünde thun könnte, wenn er wollte? u. dgl.

3) An dem Osterfeste mußte der Prediger das Volk, weil es nun lange gefastet hatte, und traurig gewesen war, zum Lachen bewegen. Dies hieß das Ostergelächter. Die Prediger tischten also die tollsten Mährchen auf; z. B.: Als Jesus an die Vorburg der Hölle kam, und mit seinem Kreuz anstieß, haben zween Teufel ihre langen Nasen zu Riegeln vorgesteckt; als aber Christus mit Gewalt aufstieß, stieß er den beiden Teufeln die Nasen ab. — 15 u. 16. Jahrh.

4) Luther erzählt in seinen Tischreden von einem Pfarrer, der in einem Hospital den alten Weibern den Artikel von der Ehe erklärte, und sie dazu vermahnte. —

5) M. Schappius predigte vom Tobackrauchen: „daß die Tobacksbrüder und Tobacksschwestern alle, ja alle, vom Teufel betrogen sind. Es ist erschrecklich, daß sich auch die Herrn Geistlichen und andere, die geistlich seyn wollen, vom Satan durch dies Unkraut betriegen lassen, und, so zu sagen, Tag und Nacht an diesem Dreck saugen oder davon schnupfen ꝛc.„ — „Dies verfluchte Unkraut, dadurch jetziger Zeit die größte Abgötterey geschieht ꝛc.„ —

J. 1590. 6) Artomedes, ein sehr geschätzter Prediger zu Königsberg, sagt in einer Predigt: „Wider das heilige Abendmahl streiten 2 wüthende Heere des leidigen Teufels, auf einer Seite die abgöttischen Papisten, auf der andern die überwitzigen Calvinisten. Die Calvinisten werden von der naseweisen Vernunft, dieser Frau Schöne, ärger dementirt und geblendet, als Hercules von seiner Omphale.„ —

7) Stölzlin, ein Prediger im Ulmischen, der 1677 starb, sagt in seinen Hochzeitpredigten über das ungleiche Alter beym Heirathen: „Junge Weiber „sind Klepper, auf welchen die Alten zum Grabe hin„reiten ꝛc. Socrates hat gesagt: man müsse mit „den Gänsen und jungen Hühnern Geduld haben um „der Eyer willen; vielmehr soll man Geduld haben „mit den Weibern, welche Gottes Bildniß halten und „mehren Gottes Geschlecht, u. s. w. Aristoteles sagt: „Wer sich beym Feuer wärmen will, muß auch leiden, „daß ihn der Rauch beiße. — An einer andern „Stelle: Wer wollte alle Untugenden der Weiber er„zählen? Etliche sind gelüstig, wie Eva. Etliche „stolz und ungehorsam, wie Vasthi. Etliche zänkisch, „wie des alten Tobiä Weib. Etliche spöttig, wie Mi„chol ꝛc. — Etliche nehmen an sich Katzenart, kön„nen nichts als knurren und murren. Etliche Hunds„art, die können nichts als bellen und krellen. Et„liche Pfauenart, die nur den Pracht abwarten. — „Jener Theolog hat gesagt: Er halte dafür, daß mehr „Weiber verdammt werden als Männer, weil sie das „Gebot Gottes, dein Wille soll deinem Manne un„terworfen seyn, so muthwillig übertreten.„ —

8) Ein anderer Pfarrer vergleicht die Sünde mit einem Loch im Strumpf, das anfangs klein sey, hernach immer größer werde.

2. Prophezeyung.

Damit man nicht, bey den vorhergehenden Beweisen der rohen und finstern Denkart voriger Zeiten, zu stolz von unserm Zeitalter denke, folge hier die Anzeige eines im Jahr 1792. ohne Namen des Verfassers und des Druckorts erschienenen prophetischen Buchs. Es heißt: Das nahe Ende der Welt, aus den merkwürdigsten Begebenheiten derselben, von ihrer Erschaffung an bis auf gegenwärtige Zeiten, entwickelt und dargethan. 1792. in 8. 224 Seiten. — Der Verf. meint, Jesus habe uns aufgemuntert, die Zeit des künftigen Weltendes auszuforschen, und zugleich die richtigsten Kennzeichen davon angegeben, Matth. 24, V. 5—12. (wo doch blos vom Untergang des jüdischen Staats die Rede ist.) Habe der Tag drey gleiche Perioden, Morgen, Mittag und Abend, so müsse auch die Welt drey gleiche haben, denn Gott sey ein Gott der Ordnung. Die Apostel selbst seyen begierig gewesen, zu wissen, wenn Jesus Christus wiederkommen werde; (Es schreckt den Verf. nicht ab, daß schon Paulus sich in dieser Rechnung irrte, indem er die Wiederkunft Jesu noch bey seinen Lebzeiten erwartete.) und Paulus gebe uns 2 Thess. 2, 3. ein Kennzeichen an; dieser Mensch der Sünden, oder Widerchrist, ist, so wie ihn Johannes beschreibt, 1 Joh. 2, 22. noch nicht erschienen, aber mit der jetzigen Freygeisterey auf dem Wege. — Warum hätte auch Gott, vor dem 1000 Jahre wie ein Tag sind, die Welt gerade in sechs Tagen geschaffen und am 7ten geruhet, wenn nicht nach 6000 Jahren der Welt Ende und das tausendjährige Reich kommen sollte? — Die ganze bisherige Weltgeschichte bestätige seine Schlüsse; und um desto leichter von den vergangenen Schicksalen auf die künftigen schließen zu können, fügt der Verfasser ein Verzeichniß der

merkwürdigsten Weltbegebenheiten von Erschaffung derselben bis auf unsre Zeit nicht nur, sondern bis aufs Ende der Welt bey. Bis zur Zeit, wo der Verf. dies Verzeichniß schrieb, sind freylich die Weltbegebenheiten richtig angegeben und eingetroffen, aber von da an will sich der Gang der Welt nicht nach diesem Verzeichniß fügen; sonst müßte jetzt Ludwig der 16. mit aller ehemaligen Gewalt auf dem französischen Throne sitzen, nachdem die Deutschen alles, was sich widersetzt, niedergemacht, und die Bluthochzeit mit Feuer und Schwerdt an den Franzosen gerächt, auch Elsaß und Lothringen für sich behalten hätten. Wie menschlich und billig der Verf. ist! Ueberhaupt läßt er gern Menschenblut wie Wasser fließen; daher weissagt er auch, daß 1794 Preußen, Rußland und Oesterreich vereint einen fürchterlichen Krieg mit den Türken anfangen, 1795 aber die Russen Constantinopel erobern werden. — Außer den durch die Preßfreyheit veranlaßten Irrlehren, wird es noch Theurung, Aufruhr, Mord, Brand, Pestilenz u. dgl. zur Genüge geben. 1810 sterben dadurch ganze Städte und Dörfer leer. 1812 rebelliren die Franzosen aufs neue, ermorden ihren König, (Wer wird nun König in Frankreich werden wollen?) bekommen darüber Krieg mit England. Nach langem Krieg gewinnt der König von England eine Schlacht, in welcher über 100000 Franzosen bleiben (im Jahr 1821.), erobert Frankreich, alles was nicht die reformirte Religion annimmt, wird ohne Verschonen niedergemacht, u. s. w. Dennoch sagt der Verf. beym Jahr 1818. und 1835: Niemand hält mehr die Bibel für das Wort Gottes, die Lehre Christi wird verachtet, und eine andere Lehre, die sich blos auf die menschliche Natur und Vernunft gründet, vorgetragen. Warum mögen denn aber die Engländer die reformirte Religion so eifrig mit dem Schwerdte predigen, wenn blos die wohlthätige tolerante

rante Vernunftreligion herrscht? — Man sieht daraus, daß nicht einmal Zusammenhang in diesen fanatischen Träumereyen ist. —

3. Intoleranz.

Die Geistlichkeit der Baillage de Metz gab noch im Jahr 1789. ihrem Deputirten zur ersten Nationalversammlung Auftrag und Vollmacht: 1) darauf zu dringen, daß die alten Reichsgesetze, in Betreff der Aufrechthaltung der catholischen, apostolischen, römischen Kirche sollten bestätigt werden; 2) das Edict, welches im Nov. 1787 zu Gunsten der Protestanten herausgekommen ist, solle widerrufen werden. — In dem hier erwähnten königlichen Edict (welches damals ein Toleranzedict hieß, weil man, wenigstens an Höfen und unter der Geistlichkeit, noch nicht wußte, daß die sogenannte Toleranz Gerechtigkeit, und nicht Gnade ist) wurden doch noch die Protestanten von allen möglichen Aemtern und Municipalstellen ausgeschlossen; ihre Geistlichen durften sich nicht als solche auszeichnen, und keine Geburts-, Heiraths- oder Todesscheine ausstellen; die Protestanten mußten die catholischen Feyertage halten, eben so viel wie Catholiken, nach Verhältniß ihres Vermögens, zur Unterhaltung des catholischen Gottesdienstes und Geistlichkeit beytragen, und waren noch auf andere Art darinnen eingeschränkt! — Das schien dem Clerus von Metz noch zu viel Duldung! — Mainzer Monatsschrift von 1789. S. 556. und 654. ff.

E—n.

4. Sonderbare Veranlassung zu Erbauung und Benennung einer Kirche in Rom.

Am Fuß des palatinischen Berges, wo dem Pan eine Grotte geweiht war, welche Lupercal hieß, (s. im Historiker Geschichte und Antiquitäten der Stadt Rom) ist eine kleine Kirche Maria der Befreyerin (Maria liberatrice), und zwar deswegen erbaut (s. im Geographen Heft I — III.), weil der Pabst Sylvester, wie die Legende sagt, unter Anrufung der heiligen Maria, mit seinem Petschaft diese Höhle, in welcher sich damals ein fürchterlicher Drache befand, versiegelte *).

*) Moritz Reisen eines Deutschen in Italien, in den Jahren 1786. bis 1788. Erster Theil. Berlin 1792. Seite 208.

VII.

VII.

Vermischte Anecdoten.

1. Georg II, K. von England, und der Präsident von Wrisberg *).

Georg der zweyte, König von England, fragte einst den Präsidenten seines höchsten Gerichts in den Churlanden, den Freyherrn von Wrisberg, an öffentlicher Tafel: Wie kommt es, Herr Präsident, daß ich alle meine Processe bey dem Oberappellations-Gerichte verliehre? — Die kurze, aber heldenmäßige Antwort war: **Weil Ihro Majestät allemal Unrecht haben!**

2. Mein Freund **).

Der Herzog von Roquelaure reisete durch Lion, wo ihn der Erzbischof fragte: Mein Freund! wer sind Sie? Er antwortete: Die Narren nennen mich, mein Freund! — bey Hofe aber nennt man mich den Herzog von Roquelaure.

*) Anekdoten und Erzählungen. Erste Sammlung. Hamburg, 1788. Bey Heinrich Ludewig Schmale, Buchhändler auf der Neuenburg S. 20.
**) A. und E. Erste Sammlung. S. 25.

3. Jan van Dörsten und Jungfer Clairet *).

Ein Schiffscapitain merkte bey Uebersicht seines Weinvorraths, den er blos für sich in der Cajüte stehen hatte, daß mehr daran mangelte, als er davon getrunken hatte. Ob er nun gleich den stärksten Verdacht gegen den Schiffsjungen hatte, der am meisten in der Cajüte war, und ihm aufwartete, so wollte er doch erst völlige Gewißheit haben, und verbarg sich deshalb in der Nebenkammer um die Zeit, da der Junge den Tisch zu decken gewohnt war. Er kam, und nachdem er den Tisch in Ordnung gebracht, ging er über den Korb, nahm eine Bouteille heraus, und sagte: Jan van Dörsten, gebürtig aus Rotterdam, ist gewilligt, sich mit Jungfer Rosina Clairet aus Bourdeaux zu verehlichen, und wird hiemit zum ersten — andern und — drittenmale aufgeboten, und wenn keine Einrede geschiehet, soll die Trauung gleich vor sich gehen. Hiemit setzte er die Bouteille an den Mund, trank sie in einigen Zügen aus, und warf sie leer aus dem Fenster ins Wasser. Der Capitain ließ sich während der Mahlzeit nichts merken, nach Tische aber versah er sich mit einem wichtigen Stück Schiffstau, und rief den Jungen aufs Verdeck. Jan! sagte er, ich habe dir was Lustiges zu sagen: ich will dich verheirathen. Jan, der das Stück Schiffstau gewahr wurde, machte große Augen und versetzte: — So! Ja, antwortete der Capitain, höre nur zu, es soll alles ordentlich zugehen. Nun hub er an: Gegenwärtiger Jan van Dörsten, gebürtig aus Rotterdam, soll mit Jungfer Barbara Strips aus Rußland feyerlich verbunden werden, und wird dem Gebrauch nach hiemit zum ersten — andern und — drittenmale aufgeboten, und wenn keine Einrede geschieht, soll die Trauung sogleich vor sich gehen.

*) A. u. E. Erste Sammlung. S. 27.

hen. Indem aber der Capitain den Arm aufhob und den Act vor sich gehen lassen wollte, schrie der Junge: Halt Capitain! ich thue Einspruch. Was Schurke, rief jener, hast du nicht meinen Wein gesoffen? Ja, antwortete der Junge, wenn Sie aber dieses wissen, so wissen Sie auch, daß alles in der Ordnung geschehen ist. Hätten Sie Einspruch gethan, wie ich, so hätte jene Trauung auch unterbleiben müssen. Der Capitain mußte über den Einfall lachen und sagte: Diesmal soll dirs geschenkt seyn, aber ich rathe dir, nie wieder an die Jungfer Clairet zu denken, sonst soll die Trauung mit der Jungfer Strips so feyerlich vollzogen werden, daß du Zeitlebens den Hochzeitstag nicht vergessen sollst.

4. Der Bauer in der Gerichtsstube *).

Ein Bauer wollte nach der Gerichtsstube gehen, da aber selbige noch nicht geöffnet war, ging er im Vorsaale auf und nieder. Einige junge Advocaten und Schreiber wollten sich eine Lust mit ihm machen, und sagten: „mein Freund, ihr habt noch lange Zeit, setzt „euch doch derweile.„ Der Bauer, welcher sahe, daß keine Gelegenheit zum sitzen dawar, und man ihn nur zum Besten hatte, versetzte: „meine Herren, es „gemahnet mir hier eben so, wie in meiner Scheune; da sind auch weder Stühle noch Bänke, aber desto mehr Flegel.„

5. Pope **).

Den Dichter Pope führte einer seiner Freunde in Gesellschaft ein, und stellte ihn dem Frauenzimmer mit den Worten vor: „Glauben Sie mir, meine „Da-

*) Anekdoten und Erzählungen. Erste Sammlung. S. 29.

**) A. und E. Erste Sammlung. S. 30.

„Damen, er ist nicht so albern, als er aussieht.„ — Ja, versetzte Pope geschwinde, eben dies ist der Unterschied zwischen uns beiden.

6. Der Husten im Grabe *).

Ein Schauspieler mußte einst die Rolle eines Todten spielen, unglücklicherweise bekam er einen starken Husten, und jedermann lachte. Sogleich richtete er den Kopf in die Höhe und sprach: Wundern Sie sich nicht, meine Herren! es trifft jetzt ein, was meine Mutter mir prophezeyete. Sie sagte, ich würde noch im Grabe husten, weil ich bey der Suppe zu trinken pflegte. — Dieser Einfall erregte ein allgemeines Händeklatschen und machte den Fehler wieder gut.

7. Oekonomie eines hochedlen Raths **).

In einem kleinen Städtchen sollte ein Dieb gehängt werden; weil aber die vielen Unkosten dem Magistrat Sorge machten, so sagte ein Rathsherr: Das beste ist, wir geben dem Kerl 4 bis 5 Thaler, da kann er sich hängen lassen wo er will.

8. Die belauschten Dichter.

Auf einer Reise, die Herr und Demoiselle de Scudery nach Provence thaten, hielten sie zu Pont St. Esprit Nachtlager. Man wies sie in ein Zimmer, wo zwey Betten stunden. Ehe sie nun einschliefen, sprach der Herr von Scudery vom Cyrus, und fragte seine Schwester, was sie mit dem Prinzen Masares machen wollten? Nach einem kleinen Wortwechsel ward man einig, daß man ihn wolle umbringen lassen. Einige Kaufleute, die in dem Nebenzimmer

*) S. 32. **) S. 33.

zimmer waren, hörten dieses Gespräch, und glaubten, daß die beiden Reisenden sich wegen der vorhabenden Ermordung irgend eines großen Prinzen mit einander besprächen, dessen Namen sie unter dem Namen Masares verhehlten. Sie meldeten es der Obrigkeit, und Scudery ward nebst seiner Schwester arretirt; es kostete ihnen viele Mühe, sich zu vertheidigen und ihre Freyheit wieder zu erhalten.

9. Der treuherzige Zuschauer im Schauspielhause *).

In London ward einst das Trauerspiel der Graf von Essex aufgeführt. In diesem Stücke kömmt ein Auftritt vor, worin der Graf einen Ring, den ihm die Königin gegeben hatte, seiner Geliebten schenket. In dem Augenblick kömmt die Königin darüber zu, und das Mädchen verbirgt den Ring in der Geschwindigkeit in ihrem Busen. Die Königin, welche etwas gemerkt haben mochte, frägt den Grafen, warum er ihren Ring nicht am Finger trage? Er antwortet: Er habe ihn zu Hause vergessen. Sie befiehlt ihm, ihn zu holen. Als der Graf weggegangen ist, stellet sie das Mädchen mit vielen Drohungen wegen des Ringes zur Rede. Diese versichert mit starken Betheurungen, daß sie ihn nicht habe. Ein Schiffer, der im Parterre stand, ward hiebey vom Eifer für die Wahrheit dermaßen eingenommen, daß er überlaut rief: „God dam, sie lügt, Ihro Majestät, ich habe „mit meinen Augen gesehen, daß das Mensch ihn in „den Busen gesteckt hat.„

10.

*) S. 34.

10. Ein medicinisch-militairisches Mißverständniß *).

Ein vornehmer preußischer Offitier ward als Kriegsgefangener zu Moskau krank, und der Gouverneur schickte ihm einen deutschen Arzt zu, der sich nach seinen Umständen erkundigen, und ihm Arzney geben sollte. Der wachhabende Officier mußte den Arzt begleiten, und meldete nach geendigtem Besuch dem Gouverneur, daß der Gefangene viel von Krimmischen Tartarn gesprochen hätte. Zum Unglück war kurz vorher die Nachricht eingelaufen, daß sich die Tartarn einer russischen Festung genähert hätten. Der Gouverneur zweifelte also keinen Augenblick, daß eine Verrätherey darunter verborgen wäre. Er ließ sogleich seinen Wagen anspannen, fuhr zum Kranken, und bedrohte ihn mit der Knute, wenn er nicht sogleich gestünde, was er von den Tartarn wüßte. Der Gefangene betheuerte, daß er nicht an die Tartarn gedacht habe, auch nichts von ihnen wisse, und berief sich auf den Arzt, der auch sogleich gerufen wurde. Dieser besann sich endlich, daß sie von Cremor Tartari gesprochen, woraus der wachhabende Officier Krimmische Tartarn gemacht hatte.

11. Haasen ohne Beine **).

Haasen, tweern Haasen! rief ein Bauer in Hamburg. Ein Obersachse, der dies hörte, rief den Bauer, und verlangte die Haasen zu sehen. Der Bauer langte ein Bund Strümpfe aus seinem Sacke. „Sind das Haasen?„ sagte der Sachse, „sie haben „ja keine Beine.„ Treck de Herr se man an, so ward se wol Been kriegen, antwortete der Bauer.

12.

*) S. 36. **) S. 38.

12. Correspondenz zwischen Friedrich dem Einzigen und dem Domküster zu Berlin *).

Es fehlte einst in der Domkirche zu Berlin an Gesangbüchern für den Hofstaat, und auch an Holz, die königliche Loge zu heizen. Der damalige Küster, ein alter dreister Mann, schrieb folgender Gestalt an den König:

Allergroßmächtigster König!

„Ew. Königlichen Majestät thu berichten: 1) daß „es an Gesangbüchern für die Königl. Familie fehlt. „Ew. Königl. Majestät thu berichten: 2) daß es an „Holz fehlt, um die Königliche Loge ordentlich heizen „zu können. Ew. Königl. Majestät thu berichten: „3) daß das Geländer am Wasser hinter der Kirche „schadhaft ist.„

Schmidt, Küster an der Domkirche.

Der König, der über dies sonderbare Schreiben wol herzlich gelacht haben mag, schrieb mit eigener Hand folgende Antwort darunter: „Ew. Wohlwürden „dem Küster Schmidt thu berichten: 1) daß, wer singen will, sich selbst ein Gesangbuch besorge. Ew. „Wohlwürden dem Küster Schmidt thu berichten: „2) daß, wer will einheizen lassen, sein Holz sich „selbst besorge. Ew. Wohlwürden dem Küster Schmidt „thu berichten: 3) daß das Geländer am Wasser seine „Sache nicht ist. Dem Küster Schmidt thu endlich „noch 4) berichten, daß ich mich weiter in keine Correspondenz mit ihm einlasse.„

Friedrich.

13.

*) S. 69.

13. Toleranz Friedrichs des Einzigen *).

Bey der Einführung des neuen Gesangbuches kamen vier Gemeinen bey dem Könige ein, daß es ihnen erlaubt seyn möchte, ihr einmal gewohntes Porstsches Gesangbuch beyzubehalten, worauf folgender Bescheid erfolgte: „Se. Majestät, unser allergnädigster Herr, „kennen den großen Werth einer vernünftigen Tole„ranz in Religionsgebräuchen zu genau, um nicht auf „die von den hiesigen vier Gemeinen unter dem 14ten „eingegebenen Neuerungen Rücksicht zu nehmen, noch „weniger dagegen zu verordnen. Höchstdieselben haben „es sich vielmehr aus völliger Ueberzeugung, daß es „die Pflicht eines jeden guten Landesherrn und Vaters „ist, zum unveränderlichen Gesetz gemacht, jedem De„ro Unterthanen völlige Freyheit zu lassen, zu glau„ben und seinen Gottesdienst zu verrichten, wie er „will, nur daß seine Lehrsätze und Religionsübungen „weder der Ruhe des Staates, noch den guten Sitten „nachtheilig seyn müssen. Höchstdieselben wollen da„her auch, daß in den Kirchen kein Zwang in Anse„hung des Catechismi noch Gesangbuches herrschen, „sondern jeder Glaube hierunter ganz freye Hände ha„ben und behalten soll. Vermuthlich ist der neue Ca„techismus, so wie das neue Gesangbuch, verständli„cher, vernünftiger und dem wahren Gottesdienste „angemeßner; weil so viel andre Gemeinen, bey wel„chen so in allgemeinem Ruf stehende Männer sich be„finden, ihm den Vorzug eingeräumet haben. Ge„dachte vier Gemeinen haben daher sich gänzlich zu be„ruhigen, da, wie bereits gedacht, ihnen sowohl, als „jedem ihrer Mitunterthanen, ganz frey steht, zu „glauben und zu singen, was er will.„ Berlin, den 18. Jan. 1781.

Friedrich.

(Eigen=

*) S. 70.

(Eigenhändig:)

„Ein jeder kann bey mir glauben, was er will, „wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher an„gehet, so stehet einem jeden frey zu singen: Nun „ruhen alle Wälder, oder dergleichen dummes und „thörigtes Zeug mehr! Aber die Priester müssen die „Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine „Verfolgung gestattet werden.„

Friedrich.

14. Friedrichs des Einzigen Respect gegen die Rechte seines Volks *).

Die Stände von Valangin hatten einen reformirten Geistlichen abgesetzt, weil er gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen gepredigt hatte. Der Prediger wandte sich an den König, der sogleich eine Cabinetsordre mit dem gemessensten Befehl ergehen ließ, den Prediger wieder einzusetzen, und mehr Toleranz zu beweisen. Die Stände schickten dagegen eine weitläuftige Deduction ein, die zwar in den ehrfurchtvollsten Ausdrücken abgefaßt war, aber doch, mit Berufung auf ihre Gerechtsame, geradezu die Weigerung enthielt, den Prediger wieder einzusetzen, weil das ganze Volk vom Aufhören der Höllenstrafen nichts wissen wollte. Der König, der gegen die Gerechtsame nichts einwenden konnte, und doch ungern einen gegebenen Befehl widerrief, schickte ihnen die Deduction zurück, nachdem er folgendes Decret darunter geschrieben hatte: Wenn meine Unterthanen zu Valangin durchaus ewig verdammt seyn wollen, so hab' ich nichts dawider,

Friedrich.

15.

*) S. 72.

15. Der Krankenbesuch *).

Der verstorbene Feldprobst Decker stand bey dem Könige in besondern Gnaden, so daß er sich, weil der König oft mit ihm scherzte, manche Freyheit herausnehmen durfte. Einst fiel er dem König ins Gesicht, als er gedankenvoll einherging. Der König ritt auf ihn zu, und fragte ihn: Woher des Landes? — Von einem Krankenbesuche, Ew. Majestät. — O, besuch Er doch einmal meine Stute, sie ist sehr krank. — Sehr gern. — Der Probst ging sogleich in den Stall, erkundigte sich nach dem Leibpferde des Königs, fragte, was dem guten Thiere fehle, und gab dem Stallmeister einen Rath, wie dem Thiere zu helfen seyn möchte. Darauf meldete er sich bey dem Zahlmeister des Königs, und verlangte die Bezahlung folgender Note: Hundert Thaler hat Endesunterzeichneter dato für einen Besuch bey der kranken Stute Sr. Majestät und für einen bey dieser Gelegenheit ertheilten guten und heilsamen Rath aus der Königl. Casse richtig erhalten, worüber hierdurch mit unterthänigstem Danke quittirt wird.

Decker, Feldprobst.

Der Zahlmeister stutzte hierüber, und meldete sich mit der Quittung beym Könige. Der König runzelte erst die Stirn, fing dann an zu lachen, und sagte: Diesmal mags seyn; bezahlt ihm nur das Geld, aber er soll mir nicht noch einmal so kommen.

16. Nachsicht Friedrichs des Einzigen gegen Diener-Dreistigkeit **).

Man muß über die Dreistigkeit erstaunen, die einst einer seiner Bedienten hatte, und noch mehr über des

*) S. 73. **) S. 97.

des Königs Nachsicht. Dieser Bediente hatte es nemlich so arg gemacht, daß der König ihm eine Ohrfeige gab, und seine Haare etwas in Unordnung brachte. Der Bediente stellte sich hierauf in Gegenwart des Königs vor einen Spiegel, und fing an seine Frisur in Ordnung zu bringen. „Schurke, was unterstehst du dich!„ — Ew. Majestät, ich wollte nicht gern die Leute in der Vorkammer sehen lassen, was zwischen uns beiden vorgefallen ist. — Hierüber mußte der König lachen, und ging aus seinem eignen Zimmer.

17. Friedrich der Einzige und der Burgemeister *).

Der König Friedrich *II.* pflegte gewöhnlich auf seinen häufigen Reisen sich in den kleinen Städten während des Umspannens der Pferde mit dem Bürgermeister des Orts zu unterhalten. Da er alles Gerade liebte, so war es ihm allemal angenehm, wenn ein solcher Mann ihm seine Fragen, die gemeiniglich den Nahrungszustand der Stadt betrafen, geradezu und ohne alle zierliche Umschweife beantwortete. Er ließ sich in solchen Fällen, zumal wenn der Mann alt und in seinem Aeußerlichen einfach war, oft bis zur rührendsten Vertraulichkeit herab. War hingegen ein solcher Mann in seinem Aeußerlichen gezwungen, zu sorgfältig gekleidet, oder in seinem Ausdruck zu zierlich, so brach der König entweder das Gespräch kurz ab, oder er gab demselben durch eine über das Gewöhnliche getriebene Höflichkeit einen satyrischen Ton. Wenn im ersten Fall die Anrede Er, Ihr, oder auch wol zuweilen Du stattfand, so war sie im letztern nicht selten Sie, wie aus folgender Erzählung erhellen wird.

*) S. 192.

Dem alten Bürgermeister P. in A. reichte der König gemeiniglich die Hand aus dem Wagen, und erkundigte sich nach seinem Befinden. Einst unterhielt er sich länger als gewöhnlich mit ihm, rieth ihm verschiedene Mittel an, seine wankende Gesundheit zu befestigen, und schien sich an seinem glatt herabgekämmten Silberhaar nicht satt sehen zu können. Endlich legte er ihm mit rührender Vertraulichkeit die Hand auf die Schulter, und sagte: Tu es Consul Romanus.

P. starb bald darauf, und in seine Stelle kam der Bürgermeister L., ein guter Mann, der aber in seinem Aeußerlichen ungemein viel Gezwungenes hatte, und im Reden jede Sylbe besonders aussprach, und gleichsam abzählte. Sobald der König wieder nach A. kam, war seine erste Frage: wo ist mein alter P.? Auf die Nachricht von seinem Tode zog der König das Fenster auf, warf sich auf seinen Sitz, überließ sich seinen Empfindungen, und sprach kein Wort weiter. Ein andermal betrachtete er den neuen Bürgermeister genauer, und da er mit einem Blicke das Gezwungene und Gesuchte an seiner Person entdeckte, erhob sich folgendes Gespräch:

König. Wer sind Sie?

Bürgermeister. Ew. Majestät! ich bin der Bürgermeister von A.

K. Wie ist Ihr Name?

B. Ich heiße L.

K. Und sind hier Bürgermeister?

B. Ja, Ew. Majestät!

K. Also sind Sie der Atlas von A.? Wie viel sind Seelen hier?

B. Eintausend neunhundert und dreyzehn.

K. Und die werden alle durch Ihre Providenz regiert?

B.

B. Ich dirigire nur unter den Auspiciis Ew. Majestät.

K. So! so! Aber sagen Sie mir doch, was ist das da für ein neues Gebäude?

B. Es ist das neue Fabrikenhaus, wozu Ew. Königl. Majestät die Baukosten huldreichst hergegeben haben.

K. Was wird denn da fabricirt?

B. Leichte wollene Zeuge.

K. Leichte? Warum denn nicht schwere? Warum nicht Tuch?

B. Ew. Majestät, wir haben keine Walkmühle.

K. So muß eine gebauet werden.

B. Das geht nicht an.

K. Und warum nicht?

B. Ew. Majestät, es fehlt uns an Wasser.

K. Ach, gehorsamer Diener! Ich bin da dicht an der Stadt bey einem großen Wasser vorbeygekommen, worin man Einen ganzen Hochedlen Magistrat ersäufen könnte. Fahr zu!

18. Friedrich der Einzige und der Candidat *).

Ein Candidat aus dem Thüringischen kam in Berlin an, um hier seinen Unterhalt durch Unterricht der Jugend zu verdienen. Er hatte seine Heimath verlassen, weil man ihm zwar eine Pfarre hatte geben, aber auch zugleich eine Frau, die er nicht mochte, aufdringen wollen. Seine ganze Baarschaft, die er theils geerbt, theils durch seine verkaufte Effecten zusammengebracht hatte, bestand in 400 Rthlr. in Batzen. Als er in Berlin auf dem Packhof visitirt wurde, nahm man ihm die Batzen, als Contrebande, weg, weil sie der König in seinen Ländern schon seit einigen Jahren verboten hatte. Er entschuldigte sich damit, daß ihm dies

*) S. 81.

dies Gesetz unbekannt sey; diese Entschuldigung ward aber nicht angenommen, und man behielt sein Geld zurück. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, es wieder zu bekommen, entschloß er sich, auf Zureden, den König anzutreten. Folgende Nachricht von seiner Unterredung mit dem Könige ist von ihm selbst aufgesetzt: „Ich concipirte ein Memorial, mundirte es, „und ging damit, mit Aufschluß des Thores, ohne „nur einen Pfennig Geld in der Tasche zu haben, in „Gottes Namen nach Potsdam. Da war ich auch „so glücklich, sogleich den König zum erstenmale zu „sehen. Er war auf dem Schloßplatz beym Exerciren „seiner Soldaten. Als dieses vorbey war, ging er in „den Garten, und die Soldaten auseinander; vier „Officiere aber blieben auf dem Platz, und spatzierten „auf und nieder. Ich wußte vor Angst nicht, was „ich machen sollte, und holte die Papiere aus der Ta„sche: das war das Memorial, zwey Testimonia und „ein gedruckter Thüringischer Paß. Das sahen die „Officiere, kamen gerade auf mich zu, und fragten: „was ich da für Briefe hätte? Ich communicirte sie „willig und gern, und da sie solche gelesen hatten, so „sagten sie: Wir wollen ihm einen guten Rath geben. „Der König ist heute extra gnädig. Gehe Er ihm „auf den Fuß nach. Er wird glücklich seyn. Das „wollte ich nicht; die Ehrfurcht war zu groß. Da „griffen sie zu. Einer nahm mich beym rechten, der „andre beym linken Arme. Fort, fort! in den Gar„ten. Als wir nun dahin kamen, so suchten sie den „König auf. Er war bey einem Gewächse mit den „Gärtnern, bückte sich, und hatte uns den Rücken „zugewendet. Hier mußte ich stehen bleiben, und die „Officiere fingen an in der Stille zu commandiren:

„Den Hut unter den linken Arm!
„Den rechten Fuß vor!
„Die Brust heraus!

„Den

„Den Kopf in die Höhe;
„Die Briefe aus der Tasche!
„Mit der rechten Hand hoch gehalten!
„So steht!

„Sie gingen fort, und sahen sich immer um, ob „ich auch noch so würde stehen bleiben. Ich merkte wol, „daß sie beliebten ihren Spaß mit mir zu treiben, „stand aber wie eine Mauer, voller Furcht. Die Of„ficiere waren kaum aus dem Garten, so richtete sich „der König auf, und sah die Maschine in ungewöhn„licher Positur da stehen. Er that einen Blick auf „mich; es war, als wenn mich die Sonne durch„strahlte; schickte einen Gärtner, die Briefe abzuho„len, und als er solche in die Hände bekam, ging er „einen andern Gang. Ich sah ihn nicht mehr. Kurz „darauf kam er wieder zurück zu den Gewächsen, hatte „die Papiere in der linken Hand aufgeschlagen, und „winkte damit, näher zu kommen. Ich hatte das „Herz, und ging gerade auf ihn zu. O wie aller„huldreichst redete mich der große Monarch an:„

Lieber Thüringer, er hat zu Berlin durch fleißiges Informiren der Kinder das Brod gesucht; so haben sie ihm bey dem Visitiren seiner Sachen auf dem Packhofe sein mitgebrachtes Thüringer Brod weggenommen *). Wahr ist es, die Batzen sollen in meinem Lande nicht gelten; aber sie hätten auf dem Packhofe sagen sollen: Ihr seyd ein Fremder, und wisset das Verbot nicht. Wohlan, wir wollen den Beutel mit den Batzen versiegeln; gebt solche wieder zurück nach Thüringen, und lasset euch andere Geldsorten schicken, aber nicht wegnehmen! Gebe er sich zufrieden! er soll sein Geld *cum Interesse* zurückerhalten! — Aber lieber Mann, Berlin ist schon ein heißes Pflaster; sie verschenken da nichts;

*) Vermuthlich Worte des eingereichten Memorials.

nichts; er ist ein fremder Mensch, ehe er bekannt wird, und Information bekommt, so ist das Geld verzehrt: was dann?

„Ich verstund die Sprache recht gut; die Ehrfurcht aber war zu groß, daß ich hätte sagen sollen: „Ew. Majestät haben die allerhöchste Gnade, und „versorgen mich. — Weil ich aber so einfältig war, „und nichts bat, so wollte Er mir auch nichts anbieten.„

Und so ging Er dann von mir weg, war aber kaum sechs bis acht Schritte gegangen, so sah Er sich um, und gab ein Zeichen, daß ich mit ihm gehen sollte. Und so ging das Examen an.

Frage. Wo hat er studirt?

Antwort. Ew. Majestät, in Jena.

F. In welchen Jahren?

A. Von 1716 bis 1720.

F. Unter welchem Prorector ist er inscribirt worden?

A. Unter dem Professor Theologiae, D. Förtsch.

F. Was waren denn sonst noch für Professoren in der theologischen Facultät?

A. Buddäus, Danz, Weißenborn, Walch.

F. Hat er denn auch fleißig Biblica gehört?

A. Beym Buddäo.

F. Das ist der, der mit Wolfen so viel Krieg hatte.

A. Ja, Ew. Majestät. Es war —

F. Was hat er denn sonst noch für nützliche Collegia gehört?

A. Thetica et Exegetica beym Doct. Förtsch, Hermeneutica, Polemica beym D. Walch, Hebraica beym D. Danz, Homiletica beym D. Weißenborn, Pastorale et Morale beym D. Buddäo.

F. Ging es denn zu seiner Zeit noch so toll in Jena her, wie ehedem, da die Studenten ohne Unterlaß sich mit einander katzbalgten, daher der bekannte Vers kommt:

Wer von Jena kömmt ungeschlagen,
Der hat von großem Glück zu sagen.

A. Diese Unsinnigkeit ist ganz aus der Mode kommen, und man kann da anjetzt sowohl, als auf andern Universitäten, ein stilles und geruhiges Leben führen, wenn man nur das dic, cur hic? observiren will. Bey meinem Anzuge schaffte man die sogenannten Renommisten, die so viel Unruhe gemacht, aus dem Wege, und ließ sie zu Eisenach auf die Warteburg in Verwahrung setzen: da haben sie gelernt ruhig seyn.

„Und so schlug die Glocke Eins. Nun muß ich „fort, sagte der König, sie warten auf die Suppe. „Und da wir aus dem Garten kamen, waren die vier „Officiere noch gegenwärtig und auf dem Schloß„platze, die gingen mit dem Könige ins Schloß hin„ein, und kam keiner wieder zurück. Ich blieb auf „dem Schloßplatze stehen, hatte in 27 Stunden nichts „genossen, nicht einen Dreyer in bonis zu Brodte, „und war in einer vehementen Hitze vier Meilen im „Sande gewatet. Da war es keine Kunst das La„chen zu verbeißen. In dieser Bangigkeit meines „Herzens kam ein Kammerhusar aus dem Schlosse, „und fragte: Wo ist der Mann, der mit dem Kö„nige in dem Garten gewesen? Ich antwortete: hier! „Dieser führte mich ins Schloß in ein großes Ge„mach, wo Pagen, Lakaien und Husaren waren. „Der Husar brachte mich an einen Tisch, der war ge„deckt, und stand darauf eine Suppe, ein Gericht „Rindfleisch, eine Portion Karpfen mit einem Gur„kensalat, — Brod, Messer, Gabel, Löffel, Salz, „war alles da. Der Husar präsentirte mir einen

„Stuhl, und sagte: Die Essen, die hier auf dem „Tisch stehen, hat ihm der König auftragen lassen, „und befohlen, er soll sich satt essen, sich an niemanden kehren, und ich soll serviren. Nun also frisch „daran! Ich war sehr betreten, und wußte nicht, „was zu thun sey, am wenigsten wollte mir's in den „Sinn, daß des Königs Kammerhusar auch mich bedienen sollte. Ich nöthigte ihn, sich zu mir zu setzen; als er sich weigerte, that ich, wie er gesagt „hatte, und ging frisch daran, setzte mich, nahm den „Löffel und fuhr tapfer ein. Der Husar nahm das „Fleisch vom Tisch, und setzte es auf die Kohlenpfanne, „eben so continuirte er mit Fisch und Braten, und „schenkte Wein und Bier ein. Ich aß und trank „mich recht satt. Den Confect, item einen Teller „voll Birnen, packte mein Bedienter ins Papier, und „senkte mir solche in die Tasche, auf dem Rückwege „eine Erfrischung zu haben. Und so stand ich denn „von meiner königlichen Tafel auf, dankte Gott und „dem Könige im Herzen, daß ich so herrlich gespeiset „worden. Den Augenblick trat ein Secretarius hinein, und brachte ein geschlossenes Rescript an den „Packhof, nebst meinen Testimoniis und dem Passe „zurück, zählte auf den Tisch fünf Schwanzducaten „und einen Friedrichsd'or, das schicke mir der König, „daß ich wieder zurück nach Berlin kommen könnte. „Hatte mich nun der Husar ins Schloß hineingeführt, „so brachte mich der Secretaire wieder bis vor das „Schloß hinaus. Und da hielt ein königlicher Proviantwagen mit sechs Pferden bespannt, zu dem brachte „er mich hin, und sagte: Ihr Leute, der König hat „befohlen, ihr sollt diesen Fremden mit nach Berlin, „aber auch kein Trinkgeld von ihm nehmen. Ich ließ „mich noch einmal allerunterthänigst bedanken für alle „königliche Gnade, setzte mich auf und fuhr davon.„ Als wir nun nach Berlin kamen, ging ich sogleich

auf den Packhof, gerade in die Expeditionsstube, und überreichte das königliche Rescript. Der oberste erbrach es: Bey Lesung desselben verfärbte er sich, bald bleich, bald roth, schwieg still, und gab es dem zweiten. Dieser setzte eine Brille auf, las es, schwieg still, und gab es weiter. Der letzte regte sich endlich: ich sollte näher kommen, und eine Quittung schreiben: „daß ich für meine 400 Rthlr. ganze Batzen so „viel an Brandenburger Münzsorten ohne den „mindesten Abzug baar erhalten ꝛc.

Meine Summe wurde mir sogleich richtig zugezählt. Darauf wurde der Schaffner gerufen, mit der Ordre, er solle mit mir in die Judenstraße in weißen Schwan gehen, und bezahlen, was ich schuldig wäre und verzehrt hätte. Dazu gaben sie ihm 24 Rthlr., und wenn das nicht zureichte, sollte er kommen und mehr Geld holen. Das war es, daß der König sagte: „Er soll seine Gelder cum Interesse wieder bekom„men,„ daß der Packhof meine Schulden bezahlen mußte. Es waren aber nur 10 Rthlr. 4 Gr. 6 Pf., die ich in acht Wochen verzehrt hatte. Und so hatte denn die betrübte Historia ein erwünschtes Ende.

19. Der Punschsee *).

Der Admiral Boscawen gab im Jahre 1760 in America den Officiers seiner Flotte und andern angesehenen Personen, worunter sich auch Damen befanden, ein Punschfest, das mit mancherley Ergötzlichkeiten verbunden war. Indessen war der Punsch, dieses Lieblingsgetränke der Britten, und vorzüglich der Seeleute, hier der Hauptgegenstand. Anstatt der Schaale diente ein marmornes Bassin. Hierein goß man sechshundert Bouteillen Rum, sechshundert Bouteillen

*) Anekdoten und Erzählungen. Zweyte Sammlung. S. 115.

teillen Cognac, eintausend zweyhundert Bouteillen Mallaga, und vier Tonnen kochendes Wasser; hiezu kamen sodann eine Menge geriebener Muscatnüsse, sechshundert Pfund Zucker, und der Saft von zweytausend sechshundert Citronen. Auf diesem Punschsee sahe man ein schönes Kind als Hebe gekleidet, das in einem kleinen zierlichen Kahne von Acajouholz beständig herumfuhr, und den Gästen den Punsch einschenkte.

20. Ein listiger, lächerlicher Diebesstreich *).

Folgende Diebesgeschichte hat sich kürzlich in einer Stadt, worin Garnison liegt, zugetragen. An einem Markttage kommt ein Soldat zu einem einfältigen Dorfmädchen, das einen Tubben mit Butter feil hat. Darf ich, spricht er, von den Stücken etwas kosten? Mein Herr ist gar zu eigen in der Butter. Nachdem es ihm erlaubt worden, sagt er: „nun das ist doch einmal Butter, wie sie mein Herr wünscht, und ich bin froh, daß ich nicht mehr herumlaufen und kosten darf. Er wird ihr alles abnehmen. Ich kann mich aber damit nicht tragen. Sie muß selbst mitgehen.„

Das Mädchen, in der Hoffnung, alles los zu werden, folgt ihm mit Freuden. Er führt sie durch verschiedene Straßen endlich in ein Kloster, und sagt: sie solle unten im Hause warten; er wolle sie erst seinem Herrn melden.

Hier der Anfang seines listig ausgedachten Anschlages. Nun geht er zu dem Pater, und sucht solchen erst für sich einzunehmen, besonders sich der schwachen Seite desselben, der Bekehrungssucht, zu bedienen. „Ehrwürdiger Herr! spricht er, ich habe unten eine Verwandte vom Lande, die im Kopfe verirrt ist.

Sie

*) Götze Mannigfaltigkeiten, S. 13.

Sie spricht von nichts, als sie wolle Geld haben. Sie habe etwas verkauft, und man wolle sie nicht bezahlen. Sie hängt ganz am Zeitlichen. Sie wird von Ihnen, wenn sie vorkommt, ebenfalls nichts anders, als Geld, haben wollen. Kehren Sie sich daran nicht. Da ich gehört habe, ehrwürdiger lieber Herr! daß Sie mit solchen Personen gut umzugehen wissen; so suchen Sie ihr doch die Geldgrillen aus dem Kopfe zu bringen.„

Der Pater verspricht alles, was er kann. Jener geht, und sagt zum Mädchen: „nun so gebe sie die Butter her; der Herr will alles nehmen. Gehe sie herauf, er wird oben das Geld bezahlen.„ Dies that er also in der Absicht, diese beide Personen, das Mädchen und den Pater, in ein langes Gespräch zu bringen, damit er Zeit gewönne, mit dem Buttertubben davon zu eilen. Sobald auch das Mädchen oben auf der Treppe war, nahm er den Buttertubben, und damit über alle Berge.

Nun kommt der lustigste Auftritt zwischen den beiden Personen, die in ganz entgegengesetzter Absicht mit einander sprachen. Das Mädchen erwartet ihr Geld, und der Pater wendet alles zu ihrer Bekehrung an. Wir wollen sie sprechen lassen.

Pater. Komm herein, gutes Mädchen! Du dauerst mich. Sag mir, was dir fehlt: Worüber bekümmerst du dich? Du sollst schon besser werden.

Mädchen. Ich wollte gerne mein Buttergeld von dem Herrn haben.

Pater. Das dacht' ich wol, daß du Geld haben wolltest. Das leidige Geld steckt dir im Kopfe. Laß das fahren. Denke an deine Seele; die ist besser, als alles Geld. Wer wollte sein Herz so an das Zeitliche hängen?

Mädchen. J! Herr Pater! ich bin vom Dorfe, und verstehe nichts von dem allen, was Sie da sagen.

Nur

Nur mein Geld wollte ich haben. Es trägt so viel zusammen.

Pater. Armes Mädchen! ich sehe wol, daß es auf einmal nicht mit dir geht. Denke doch nicht immer ans Geld, sondern an deine Seele. Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes; so wird euch alles andere zufallen. Laß das Geld fahren, arbeite fleißig, so wird dir der liebe Gott schon so viel Geld geben, als du brauchst. Gehe diesmal hin, und bedenke das hübsch, was ich dir gesagt habe; so wirst du schon besser werden. Und komm bald einmal wieder, wenn dir die Geldgrillen zu Kopfe steigen.

Mädchen. Nein! Herr Pater! so gehe ich nicht. Mein Geld muß ich erst haben.

Pater. Nun! nun! wenn du wiederkommst, wollen wir weiter davon reden.

Mädchen. Da würde ich schöne verkaufen, wenn ich ohne Butter und Geld nach Hause käme. Was würden Vater und Mutter dazu sagen? Mein Geld will ich haben. Da unten im Hause steht meine Butter. Wenn Sie sie nicht haben wollen, so gehe ich weiter. Für einen Narren lasse ich mich nicht halten.

Da merkte denn der Pater, daß es mit der Sache nicht richtig wäre. „Mädchen! sprach er, war denn das nicht dein Verwandter, der zu mir sprach, du wärest irrig im Kopfe; ich sollte dich bekehren?„

Mädchen. „Bewahre Gott! ich bin vom Dorfe, sitze auf dem Markte mit meiner Butter; da kommt ein Soldat, kostet die Butter, und sagt: ich sollte nur mit ihm gehen; sein Herr würde alles nehmen. Ach! daß Gott erbarm! Das ist ein Spitzbube! Wo wird meine Butter seyn?„

Und damit lief sie geschwind die Treppe herunter. Fort war ihre Butter! Welche scharfsinnig ausgedachte List! Zum Glück hatte ihn jemand gegenüber,

über, der ihn kannte, mit dem Buttertubben laufen gesehen. Er wurde ertappt und bestraft, und das Mädchen bekam ihre Butter wieder.

21. Kann der Mann auch die Frau selbst ernähren*)?

König Georg erzählte folgende Geschichte mit Freuden. In Niederland freyte ein Edelmann um die Tochter eines gemeinen Mannes. Er machte den Antrag an den Vater, mußte aber zu seiner Befremdung vom Vater die Frage hören: ob er seine Tochter nähren könnte. Er lachte darüber; doch der Vater bestand nun einmal darauf, daß er selbst (nicht seine Güter) seine Tochter ernähren müßte. Nun, was kann die Liebe nicht? Er entschloß sich endlich, und lernte das Korbmachen. Bald darauf brach ein Krieg aus: Ludwigs Kriegsheer verheerte alle die weitschichtigen Güter des Edelmanns; er sah sich genöthiget, sich nach Holland zu flüchten, und da Körbchen zu flechten. Sein Handwerk ging sehr gut, er eroberte viel Geld, und verstand erst, warum sein Schwiegervater so eigensinnig war.

*) Laute aus dem Leben eines Edeln, Neumillers Freunden gewidmet. Herausgegeben von J. M. Sailer. München, bey Joh. Bapt. Strobl, 1789. Seite 140.

VIII.
Natürliche Magie.

1. Geschichte eines Wundermanns, der das Geheimniß besaß, die Diebe zu zwingen, die gestohlnen Sachen selbst wiederzubringen *).

Da es in der Welt unglaubliche Betrügereyen, und so geheime Künste und versteckte Bosheiten giebt, die auch im Anfange den Klügsten in Verlegenheit setzen, so hat der Einfältige und Unerfahrne desto mehr Ursache auf seiner Hut zu seyn. Folgende Geschichte soll zeigen, wie leicht es arglistigen Betrügern sey, das Volk, das nur Bewunderung und Staunen, nicht aber Verstand und Aufklärung sucht, in Irrwahn und Aberglauben zu erhalten, um davon ihren Profit zu ziehen.

Hier ist die Geschichte **). Erst bitt' ich, sie zu lesen, und selbst zu versuchen, ob man etwas zu ihrer Auflösung finden könne.

„Da ich mich seit vielen Jahren beflissen habe, sagt der Verf., alle wunderbare Zauberwerke aus den Kräften der Natur zu ergründen, und daher mit verschiedenen Männern, die über so seltsame Dinge arbeiteten, Bekanntschaft suchte; so fügte sich's, daß

*) Götzens Mancherley, S. 71.
**) S. des Herrn Hofrath v. Eckartshausen entdeckte Geheimnisse der Zauberey, S. 17.

daß ich vor einigen Jahren einen Mann kennen lernte, der itzt privatisirte, in seinen jüngern Jahren aber die Welt gesehen hatte. „

„Wir unterhielten uns über verschiedene Gegenstände dieser Art, und kamen endlich auf die Frage: ob es wol möglich sey, daß es Menschen gäbe, die das Geheimniß besäßen, die Diebe durch geheime Zauberkräfte zu bannen, und zu zwingen, die gestohlnen Sachen selbst wiederzubringen? „

„Ueber diesen Punct, sagte der Mann, bin ich lange unglaubig gewesen, und habe in meinem Herzen die Sache stets als Unsinn verworfen; vor einigen Monaten aber begegnete mir ein außerordentlicher Zufall, den ich mir noch zur Stunde nicht erklären kann. Stellen sie sich vor: als ich in der Osterwoche hier in der Kirche war, vermißte ich beym Herausgehen meinen silbernen Degen. Unmuthig ging ich nach Hause, und erzählte meiner Wirthin den Vorfall. „

„Wollen sie, sagte diese, meinem Rathe folgen, so können sie ihren Degen bald wieder bekommen. Draußen vor der Stadt wohnt ein Mann in einem abgelegenen Hause, der versteht die Kunst als ein Meister, die gestohlnen Sachen wiederzuschaffen. Mir wurde vor einiger Zeit auch ein Rosenkranz in der Kirche gestohlen, und durch diesen Mann erhielt ich ihn wieder. „

„Sogleich begab ich mich mit dieser Frau zu dem Wundermann, der ein alter Tagelöhner war, und sich mit Schuhflicken ernährte. „

Warum nicht reicher, werden meine Leser fragen, und in bessern Umständen, wenn er eine solche Kunst verstand? Das war die größte Klugheit dieses ehrlichen Betrügers, wenn ich ihn so nennen soll, daß er sich mit geringer Bezahlung begnügen ließ, die, weil sie oft kam, für ihn hinreichend

war. Sonst hätte er seinen ganzen Kram verdorben.

„Der Mann hatte eine ganz ehrliche Miene, und als ich ihm mein Anliegen entdeckte, machte er viele Schwierigkeiten. — „Ich besitze wol das Geheimniß, die Diebe zur Raison zu bringen, sagte er, aber es läßt sich nicht mehr so recht thun. Die geistlichen Herren sind sehr dawider, und verbieten es aufs schärfste. In meinen alten Tagen mag ich mich auch nicht mehr damit abgeben.„ Allein ich drang so sehr in ihn, daß er sich endlich überreden ließ. „Geht nur, sprach er, da ein wenig in die Kammer. Der Dieb soll gleich daseyn.„

„Ich trat in die Kammer, die der Alte hinter mir zuschloß. Nun hörte ich ihn eine Weile murmeln. Endlich rief er mich heraus, und gab mir meinen Degen.„

„Ganz erstaunt wollte ich ihm einen Thaler geben, er nahm ihn aber nicht an, sondern bat nur um ein Almosen. Ich gab ihm einen Gulden, und er dankte mir. Dies begegnete mir selbst. Was denken Sie davon?„

„Die Sache bleibt mir jetzt noch, erwiederte ich, wie Ihnen, ein Räthsel; doch verdiente sie wol eine nähere Untersuchung. Ich dächte: wir besuchten beide den Wundermann.„

Die Sache ward richtig — ich erzähle nun weiter — und beide Freunde gingen an einem Abend zu ihm. Der Zufall war ihnen günstig. Denn es befand sich eben ein Mann bey ihm, dem sein spanisches Rohr mit einem goldnen Knopfe gestohlen war. Der Alte scheuete sich im geringsten nicht vor ihnen, und da er merkte, daß sie etwas ungläubig waren, so bestellte er sie alle nach zwo Stunden wieder, und versprach, in ihrer Gegenwart den Dieb zu bannen.

Sie kamen zur bestimmten Zeit. Der Alte setzte einen Topf mit Wasser auf den Tisch, und murmelte etwas darüber. Hierauf nahm er einen Löffel, und rührte fleißig um. „So geschwind ich rühre, sagte er, so geschwind muß der Dieb laufen.„ — Und wirklich, in demselben Augenblick kam ein Mensch athemlos unter das offen stehende Fenster, warf den Stock hinein, und verhüllte das Gesicht mit einem Schnupftuch.

„Du sollst nicht stehlen, sagte der Alte, schlug dreymal an den Topf — der Dieb schrie erbärmlich, und bat um Vergebung. — Vade in pace (geh' in Friede), sagte der Alte, und ließ ihn gehen.„

Der Fremde dankte ihm für seinen Stock, und gab ihm ein Almosen. Denn über einen Gulden nahm er nicht.

Dies sahen zwey Männer von geprüfter Erfahrung, und konnten aus der Sache nicht klug werden.

Wie ist es mit Ihnen, meine Leser? Was denken Sie von der Sache? — —

Erlauben Sie, daß ich die Auflösung dieser Geschichte noch etwas verzögere, um ihnen Zeit zum Nachdenken zu geben.

Versuchen Sie es einmal samt und sonders, ob Sie sich das Geheimniß aus natürlichen Ursachen erklären können. Denn andere, als solche, sind hier nicht die Federn gewesen, die gespielt haben. Durch tiefe mathematische Einsichten kann doch ein armer ungelehrter Schuhflicker unmöglich gehandelt haben. Am wenigsten hat der Teufel etwas damit zu thun. — — Aber das Umrühren des Wassers im Topfe — das Anschlagen an den Topf — die schnelle Ankunft des Diebes — sein Geschrey bey den Topfschlägen — die gemurmelten Zauberwörter — dies alles kann doch nicht von rechten Dingen zugegangen seyn? — —

Diejenigen, welche hierin den Grund suchen, daß der Dieb gezwungen sey, das Gestohlne wiederzubringen, und daß dadurch seine Füße beflügelt sind, werden sich nun balde wundern, daß ein einfältiger Schuhflicker die Kunst verstanden habe, eine halbe Stadt zu äffen, und große Gelehrte in Verlegenheit zu setzen.

Nunmehro aber werden denn doch wol meine Leser endlich einmal bestimmt wissen wollen, wie es der Mann, ohne Zauberey, angefangen habe, die Diebe zu zwingen, die gestohlnen Sachen wiederzubringen? Nicht wahr?

Der *) Gelehrte, der hier den Grund der Sache erforschen wollte, ersuchte den Tagelöhner, nach einigen Tagen zu ihm zu kommen, und da er kam, besprach er sich mit ihm auf einem eigenen Zimmer über die Sache.

Anfänglich konnte er aus seinen Reden nicht klug werden. Denn er behauptete immer, um sich selbst noch ein Ansehen zu geben, das Geheimniß von einem Zigeuner gelernt zu haben, und man müsse dazu in einer gewissen Constellation gebohren seyn.

O Patron! antwortete der Mann, sprecht mir solche Dinge nicht vor, der ich mehr verstehe, als ihr. Das sind Schwänke. Ihr seyd ein Betrüger. Wenn ihr mir aufrichtig den Betrug gesteht, wie ihrs macht, so will ich euch eine Versorgung in euren Umständen verschaffen. Wo nicht, so werde ich euch bey der Obrigkeit als einen Betrüger anzeigen.

„Um Gottes willen, rief er, thun Sie das nicht. Ich will Ihnen alles gestehen. Ich bin ein armer Mann, und muß mich und meine Familie kümmerlich ernähren. Da kam ich auf den wunderbaren Einfall, und

*) S. Götzens Mancherley, S. 85.

und miethete einige Buben, die in der Kirche den Leuten Degen, Rosenkränze, Stöcke, und was sie erwischen konnten, stehlen mußten. Diese Sachen bringen sie zu mir. Dann hab' ich schon wieder andere Leute an der Hand, die an mich glauben, und die Bestohlenen an mich weisen. Ich mache mein Hokus Pokus, wie Sie gesehen haben, daß die vermeinten Diebe selbst kommen, und die gestohlnen Sachen zum Fenster hereinwerfen müssen. Da glauben denn die Leute steif und fest, ich habe die Diebe gebannt, und ich lasse sie, meines Vortheils halben, gern bey ihrem Glauben. Von den gestohlnen Sachen aber behalte ich kein Stück.„

Kommen denn aber, fragte ihn der Mann weiter, nicht auch manchmal andere, denen etwas gestohlen ist; aber nicht von euren Leuten? Wie macht ihr's dann?

„Diesen, antwortete er, kann ich ihr Gestohlnes nicht wiederschaffen. Ich weiß mir aber zu helfen, und sage dann: es sey zu spät, der Dieb sey schon damit über das Wasser, und nun habe meine Kunst keine Kraft mehr.„

Sollte dies Geständniß der Zauberkunst nicht vielen, die sich noch durch Weissagungen aus der Kaffeetasse, dem Zauberspiegel, oder durch Sieblaufen, durch Erbschlüssel u. s. w., um die Diebe zu entdecken, hintergehen lassen, endlich einmal die Augen öffnen?

---

2. Kartenkunststücke.

a. Die leichteste Art, um die von einer Person herausgezogene Karte zu errathen *).

Man leget ein Kartenspiel auf den Tisch, das man vorher mischen kann, im Hinlegen aber merket man die unterste Karte. Darauf läßt man jemanden ein Blatt aus dem Spiele ziehen, sich merken, und auf den Tisch legen, worauf man denn sogleich die ganze Karte setzt. Man läßt die Karte verschiedenemal abheben, sich dann das Spiel geben, durchblättert zum Schein, als ob man zählte, suchet aber eigentlich diejenige Karte, welche anfänglich die unterste von dem Spiel gewesen, dabey denn die zunächst voranliegende diejenige ist, welche die andre Person ausgezogen hat.

So einfach dieses Kunststück ist, so täuschend kann es werden, zumal wenn man es etwas schnell macht.

b. In der größten Gesellschaft zu bestimmen, was eine jede Person für Karten sich in Gedanken gewählt hat **).

Man nimmt 20 Karten, legt solche willkührlich, zwey und zwey, auf den Tisch, und bittet, daß ein Je-

*) Curiositätenkabinet. Eine Sammlung der besten, auserlesensten Kartenkünste, magischen und chymischen Kunststücke, ingleichen angenehmer und witziger Scherz- und Pfänderspiele, zum unterhaltenden und lehrreichen Zeitvertreib in großen Gesellschaften und freundschaftlichen Cirkeln. Erstes Stück. Neue Auflage. Hamburg, bey F. Bachmann und G. H. Gundermann, 1792. S. 5.

**) S. 5. bis 7.

Jeder der Gesellschaft sich zwey Karten heimlich merken möge, nämlich eines der Häuflein von 2 Karten, so man gemacht hat. Man nimmt sodann die Karten wieder zusammen, Häufleinweise, ohne sie wieder in Unordnung zu bringen, und legt die Karten auf den Tisch, nach der Vorschrift folgender Worte:

M - U - T - U - S
1. 2. 3. 4. 5.
D - E - D - I - T
6. 7. 8. 9. 10.
N - O - M - E - N
11. 12. 13. 14. 15.
C - O - C - I - S
16. 17. 18. 19. 20.

und das zwar auf die Weise: Man legt das erste Häuflein von 2 Karten zu den Numern 1 und 13, welches M. M. ist: das zweyte zu den Numern 2 und 4, U. U.: das dritte zu den Numern 3 und 10, T. T.: und so fährt man also fort, die Karten in Ordnung dieser Buchstaben zu legen, (denn jeder Buchstabe ist doppelt.) Nun fragt man jede Person, in welcher Reihe ihre beiden Karten liegen, die sie sich gemerkt hat. Antwortet diese nun z. B. in der zweyten Reihe, so sind es die Karten, wo die Buchstaben doppelt sind, nämlich D. D. oder 6 und 8; sagt die Person, daß ihre Blätter in der zweyten und vierten Reihe liegen, so ist es I. I. oder 9 und 19, und so fährt man in der Gesellschaft zu fragen fort, und kann auf die Art die vorher gemerkten Blätter immer richtig bestimmen, weil diese vier Worte aus 20 Buchstaben bestehen, wovon jeder doppelt ist. Geben nun mehrere Personen einerley Reihen an, wo ihre Blätter liegen, so ist nichts gewisser, als daß sie einerley Blätter gewählt haben. Ueberhaupt ist dieses Kunststück am auffallendsten, wenn die Gesellschaft, so

so sich Blätter in Gedanken gemerkt, aus zwölf und mehreren Personen besteht, und wenn man gedachte vier Worte im Gedächtniß behält, und sich geübt hat, die Karten schnell nach dieser Ordnung zu legen.

c. Alle Kartenblätter eines Spiels nach der Reihe vorher zu nennen, wie sie ein Anderer abziehen wird *).

Man nimmt ein ganzes Spiel von 52 Karten, und legt solches nach folgender Ordnung, die man im Gedächtniß behalten muß:

Eins, fünf, neun, Bube, sechs, vier, zwey, König, sieben, acht, Königin, drey, zehen.

Außer daß diese Ordnung beobachtet wird, legt man die Karten auch noch überdies nach gewisser Ordnung der Farben: Pique, Coeur, Trefle, Careau, auf folgende Art:

I.

*) S. 7. bis 9.

1. Pique As.	2. Coeur fünf.	3. Treffe neun.
4. Careau Bube.	5. Pique sechs.	6. Coeur vier.
7. Treff zwey.	8. Careau König.	9. Pique sieben.
10 Coeur acht.	11. Treffe Dame.	12. Careau drey.
13. Pique zehen.	14. Coeur As.	15. Treff fünf.
16. Careau neun.	17. Pique Bube.	18. Coeur sechs.
19. Treff vier.	20. Careau zwey.	21. Pique König
22. Coeur sieben.	23. Treff acht	24. Careau Dame.
25. Pique drey.	26. Coeur zehen.	27. Treff As.
28. Careau fünf.	29. Pique neun.	30. Coeur Bube.
31. Treff sechs.	32. Careau vier.	33. Pique zwey.
34. Coeur König.	35. Treff sieben.	36. Careau acht.
37. Pique Dame.	38. Coeur drey.	39. Treff zehen.
40. Careau As.	41. Pique fünf.	42. Coeur neun.
43. Treff Bube.	44. Careau sechs.	45. Pique vier.
46. Coeur zwey.	47. Treff König.	48. Careau sieben.
49. Pique acht.	50. Coeur Dame.	51. Treff drey.
	52. Careau zehen.	

Diese Ordnung ist so, daß man nur eine von den 52 Karten wissen darf, um sagen zu können, welches die folgende seyn müsse. Wenn man z. B. wissen will, welche Karte auf den König von Pique folget, so darf man sich nur erinnern, daß in den oben ange-

führten Versen das Wort Sieben, das nach dem Wort König steht, anzeiget, daß es ein Siebener sey, und da die Farbe, welche auf Pique folgt, Coeur ist, so muß es Coeur sieben seyn, und so verhält es sich mit allen folgenden Karten. Liegt nun das Spiel auf oben angezeigte Weise, so kann man alle Karten nach einander vorher nennen, so wie sie eine Person abzieht.

d. Ein Spiel Karten vor die Stirn zu halten, und die Blätter der Reihe nach zu nennen, wie man sie abzieht *).

Man theilt das Spiel unvermerkt in zwey Theile, ohngefähr so, daß die Karten in der Mitte mit den Rücken zusammenliegen, nimmt das Spiel hinter sich auf den Rücken, und bringt das Blatt, welches einem vor Augen gelegen, nach vorne zu, hält das Spiel vor die Stirn, und bekommt nun die Karte, (die man auf gedachte Weise vorher gesehen hatte,) indem man sie abzieht. Indem dies geschehen, muß man das Blatt wieder bemerkt haben, welches einem vor Augen gewesen, wie man das Spiel von der Stirn weg und nach dem Rücken geführt. Mit diesem Blatte verfährt man auf die nämliche Art, indem man es nach vorne zu bringt, und so kann man das halbe Spiel Karten nennen; welches ziemlich täuschend ist, wenn es, so wie überhaupt bey den meisten Kartenkünsten, schnell gemacht wird.

e. Eine Karte zu errathen, die eine Person in Gedanken genommen **).

Man nimmt ein Spiel von 21 Blättern, legt die Blätter der Reihe nach in drey verschiedene Häuf-

lein,

*) S. 9. **) S. 18. bis 19.

lein, daß also in jedes Häuflein 7 Blätter kommen; fragt nun, in welchem von diesen dreyen Haufen das Blatt liege, welches die Person in Gedanken genommen. Dieses Häuflein legt man nun in die Mitte der beiden übrigen, indem man die Häuflein zusammennimmt, und fängt auf die nämliche Art wieder an, die Blätter in 3 Haufen zu legen: fragt ebenfalls wieder, in welchem Haufen gedachte Karte gelegen, und nimmt dieses Häuflein abermals in die Mitte. Auf die nämliche Art verfährt man auch zum drittenmal, und wenn man nun das ganze Spiel zusammengenommen, so wird das 11te Blatt dasjenige seyn, welches die Person zuvor in Gedanken genommen hatte.

f. Die Augen der untersten Kartenblätter von drey Häufchen, die man hat machen lassen, zu errathen *).

Man läßt eine Person aus einem Piquetspiele drey Blätter nach Belieben aussuchen, und erinnert zuvor, daß das As eilf Augen, die Figuren zehen, und die andern Karten so viel gelten, als sie Augen haben. Wenn sie nun diese 3 Karten erwählet hat, so sagt man, daß sie solche heimlich auf den Tisch legen, und auf jedes Blatt noch so viel Karten legen solle, als noch Augen bis zu 15 fehlen, das ist: es werden zum Beyspiel auf die 7 noch acht, auf das As 4, und auf die 10 noch fünf Blätter gelegt. Alsdann läßt man sich die übrig gebliebenen Karten zurückgeben, und zählt, wie viel Karten noch übrig sind: addirt zu dieser Zahl 16, so wird man in allen Fällen die Zahl der Augen von den drey untersten Blättern erhalten, wie man aus diesem Beyspiele ersiehet, da nämlich noch 12 Karten übrig bleiben; wenn zu diesen noch 16 addiret

*) S. 19. bis 20.

diret werden, so erhält man für die ganze Summe 28, welches die Anzahl der Augen auf diesen drey Karten ist.

g. Daß eine Person die Karte, die man ihr vorzeigt, nicht herausziehen könne *).

Man legt die Könige und Damen über einander, schneidet zum Beyspiel den Coeur-König halb von einander, legt solchen oben darauf, und da, wo er von einander geschnitten, hält man das Spiel Karten mit beiden Daumen zusammen, so daß es nicht zu sehen, und man nur das oberste Theil des Coeur-Königs, und das unterste Theil eines andern Königs oder Dame zu sehen bekomme. Nun sagt man, die Person solle versuchen, ob sie den Coeur-König herausziehen könne, sie müsse aber schnell und stark ziehen. Sie wird dann in der Meinung, den Coeur-König herauszuziehen, einen andern König oder Dame bekommen, und so kann man diesen Scherz drey- bis viermal wiederholen, doch nicht zu oft, damit der Betrug nicht bemerkt werde.

h. Einige Häufchen mit der Karte zu machen, und zu wissen, was für Blätter oben auf liegen **).

Hierbey muß man zuvörderst sich die oberste Karte des Spiels bekannt machen, und solche in Gedanken behalten; man macht sodann einige Häufchen, und verspricht jede Karte des Haufens, die man abziehen werde, in voraus zu bestimmen. Man hätte z. B. vier Haufen gemacht, wovon man die oberste Karte des vierten Haufens wüßte, daß solche Coeur-König wäre,

*) S. 20.

**) S. 27—28.

wäre; ehe man die Karte vom ersten Haufen abzieht, sagt man, hier soll Coeur-König seyn. Indem man sie besieht, aber keinem andern von der Gesellschaft sehen läßt, versichert man, daß solches richtig sey, und nimmt sie stillschweigend in die linke Hand. Diese Karte wäre nun z. B. Treff viere gewesen, so bestimmt man, ehe man die vom zweiten Haufen abzieht, daß solches Treff viere seyn soll, ist dieses nun z. B. Piquet Dame gewesen, so verfährt man auf gleiche Weise beym dritten Haufen, und wenn man gesehen, daß dieses Coeur-Bube ist, so bestimmt man beym Abziehen des vierten Haufens (welches die zuerst gesehene Karte war) den Cocur-Buben. Nun zeigt man alle vier Blätter vor, daß solche wirklich die vier vorher bestimmten Karten sind, als Coeur-König, Treff-viere, Pique-Dame und Coeur-Bube, welches vielen in der Gesellschaft auffallend seyn wird.

i. Neun Kartenblätter auf den Tisch zu legen, und dann drey noch so zu legen, daß man in jeder Reihe viere zählen kann *).

Man leget 9 Kartenblätter in drey Reihen, in jeder Reihe 3. Dann giebt man einem von der Gesellschaft drey Kartenblätter, und bittet, solche so zu legen, daß man überall von beiden Seiten, sowohl zur rechten als zur linken, als auch von unten hinauf und von oben herunter, viere zählen könne, welches man aber nicht so leichtlich zuwege bringen wird. Die Sache besteht blos darinnen: man legt ein Blatt auf das erste in der obern Reihe, das andre auf das mittelste Blatt in der mittlern, und das dritte auf das letzte Blatt in der untern Reihe, kön-

*) S. 28.

so können von allen Seiten überall viere gezählet werden.

k. Drey Personen, deren jede sich ein Kartenblatt gemerket, solches unbesehens zuzustellen *).

Auf neun Kartenblätter schreibet man eine besondre Zahl, als 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. Diese Blätter legt man gemischt und unbesehen auf den Tisch in drey Reihen, so daß in jeder Reihe drey Blätter zu liegen kommen. Nun nimmt man die drey obersten Blätter, und läßt sie einer Person zur linken Hand besehen, sich eins davon erwählen und im Gedächtnisse behalten; und legt sie alle drey wieder nieder. Eben so verfährt man mit der andern Reihe der drey Blätter bey der Person, die in der Mitte sitzt, und mit der dritten Reihe bey der dritten Person zur rechten Hand. Hierauf nimmt man die neun Blätter nach einander in dieser Ordnung:

1, 4, 7. 2, 5, 8. 3, 6, 9.

legt sie in die Hand, so, daß das neunte Blatt in der Hand oben zu liegen komme. Hierauf legt man sie nochmals ordentlich auf folgende Weise nieder: 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. in drey Reihen, und wiederholt solches noch zweymal, so daß die Blätter insgesammt dreymal aufgehoben und dreymal niedergelegt worden. Nach diesem ergreift man die drey obersten Blätter, läßt solche der Person zur linken Hand besehen, und fragt, ob das erwählte Blatt darunter sey; bejahet sie solches, so giebt man ihr das Blatt, so zur rechten Hand liegt: verneinet sie es aber, so fragt man die mittlere Person, ob ihr bemerktes Blatt darunter sey, und wenn dies ist, so giebt man ihr das mittlere. Endlich fragt man die

*) S. 29 — 30.

die dritte Person zur rechten Hand, ob ihr gewähltes Blatt sich darunter befinde? und wenn sie Ja sagt, so giebt man ihr das Blatt, so man zur linken Hand hat.

l. Eine Karte abheben und besehen zu lassen, dieselbe wieder auf das Spiel legen, und zu machen, daß es eine andere seyn soll *).

Man kehrt einige Kartenblätter von einem ganzen Spiele um, so, daß unten und oben die Karte bedeckt bleibe, läßt eine von oben abheben, besehen und oben wieder drauf legen. Hierauf nimmt man das Spiel zwischen zwey Finger, bläst und kehret hierbey ohnvermerkt die ganze Karte in Geschwindigkeit um, und frägt dann, was für eine Karte obenauf gelegen. Die Zuschauer werden denken, daß es dieselbe Karte sey, die sie zuvor besehen, und werden beym Abheben das Gegentheil finden.

m. Eine Karte ausziehen zu lassen, und hernach zu machen, daß, wenn das ganze Spiel gegen die Decke in die Höhe geworfen wird, nur allein das besehene Blatt daran sitzen bleibe, die andern aber alle herunterfallen **).

Man legt die Karten nach der Ordnung, so, daß die Bilder eben sowohl, als die andern Karten, gerade liegen, und läßt eine Karte ausziehen, drehet hernach die ganze Karte schnell um, und läßt die ausgezogene wieder einstecken. Alsdann suchet man in der Karte, und wird finden, daß die ausgezogene Karte den andern contrair lieget. Dies Blatt bringt man

*) S. 30—31.
**) S. 31.

man unter dem Tische oben auf, und bestreicht solches mit etwas Vogelleim, alsdann wirft man das ganze Spiel an die Decke, da denn das herausgezogene sitzen bleiben wird, und die übrigen herunterfallen.

n. Unter drey hingelegten Kartenblättern das mittelste aus der Mitte zu bringen, ohne solches anzurühren *).

Dieses ist mehr ein Scherzspiel als Kunststück zu nennen, indem man nichts weiter thut, als das eine Blatt von der Ecke zu nehmen, und es auf die andre Seite zu legen, so, daß das mittelste nun auf der Ecke liegt, ohne daß man solches angerührt hat.

*) S. 32.

3. Re-

3. Rechen-Kunststücke.

a. Einer Person die Zahl zu nennen, welche sie in Gedanken genommen hat *).

Wenn man eine Person ersucht, sich eine Zahl nach eigenem Belieben zu denken, so läßt man sie solche verdoppeln, noch viere addiren, die ganze Summe mit 5 multipliciren; zu diesem Product läßt man noch 12 addiren, und alles mit 10 multipliciren. Endlich bittet man, von dieser letzten Summe 320 abzuziehen, und fragt, wie viel nach diesem noch übrig geblieben sey. Von dieser Summe schneidet man die zwey letzten Zahlen ab, und die vorhergehende Zahl ist alsdann diejenige, welche die Person gedacht hat. Z. B.:

Die gedachte Zahl sey - - -	7.
Verdoppelt - - - - - -	14.
Darzu addirt 4, giebt - - -	18.
Mit 5 multipliciret - - -	90.
Dazu addirt 12 - - - - -	102.
Mit 10 multiplicirt - - -	1020.
Hievon abgezogen - - - -	320.
Bleibt	700.

Wenn hievon die zwey letzten Ziffern abgeschnitten werden, so bleibt die 7 allein übrig, und zeigt folglich die vorgedachte verborgene Zahl an.

b. Anzugeben, wie viel eine Person Geld in der Tasche habe **).

Hierzu bedient man sich ebenfalls des vorhergehenden Kunststücks, man muß sich aber ausbedingen,

*) S. 9—10. **) S. 10—11.

dingen, daß die Person einerley Münzsorte zu sich stecke, und einem solche angebe, ob sie nemlich Schillinge, Acht- oder Zwölfschillingsstücke oder Ducaten bey sich habe. Wenn sie z. B. Zwölfschillingsstücke hätte, und man hätte auf vorgedachte Art 7 Stück herausgebracht, so müßte man denn nicht die Stücken, sondern die ganze Summe, z. B. 5 Mk. 4 ßl. angeben, als den Betrag der 7 Zwölfschillingstücken, und das Kunststück wird dann jedem in der Gesellschaft noch auffallender seyn.

c. Wenn jemand in seiner Hand eine Anzahl von Schillingen oder Rechenpfennigen verborgen hält, zu entdecken, wie viel es sind *).

Man nimmt in eine Hand eine Anzahl Rechenpfennige, welche man für größer hält, als diejenige, welche eine andre Person genommen hat. Man läßt dann diese Person aus seiner Hand soviel nehmen, daß solche die Zahl in die Hand bekommt, die man selbst gehabt hat. Was einem nun da übrig bleibt, ist die Zahl, die jene Person zuerst in ihrer Hand verborgen hielt. Z. B.: Eine Person hätte in ihrer Hand 4 Schillinge verborgen, ich hätte 14 Schillinge genommen, und bäte nun, so viel Schillinge aus meiner Hand zu nehmen, bis sie 14 Schillinge haben würde, so würden nur 4 Schillinge übrig bleiben, und das wäre denn die Zahl, die jene Person zuerst in ihrer Hand verborgen gehabt. Um aber dies Kunststück, weil es ziemlich einfach, versteckt zu machen, muß man bey öfterer Wiederholung auch mit der Summe wechseln, so man in die Hand nimmt, und zwar lieber größere als kleinere Anzahl.

d. Wenn

*) S. 11—12.

d. Wenn in einer Gesellschaft (die so groß seyn kann, als sie will) eine Person einen Ring heimlich genommen, die Person, die Hand, den Finger und das Gelenke zu entdecken, woran sie solchen gesteckt hat *).

Man läßt die Gesellschaft um den Tisch herum, oder der Reihe nach, sitzen. Dann läßt man die Zahl der Person, die den Ring genommen hat, verdoppeln, und zu dieser Zahl 5 setzen. Dann diese Summe mit 5 multipliciren, und noch 10 darzu setzen. Zu dieser letzten Zahl noch 1 darzu setzen, wenn der Ring in der rechten Hand ist, oder 2, wenn er an der linken Hand ist, und das Ganze wieder mit 10 multipliciren. Zu diesem Product läßt man die Zahl des Fingers setzen, vom Daumen an gerechnet, und alles mit 10 multipliciren. Endlich läßt man auch noch die Zahl des Gelenkes hinzusetzen, und außerdem noch die Zahl 35. Man bittet sodann, daß man die letzte Summe bekomme, und zieht von solcher 3535 ab: das Uebrige wird dann aus vier Ziffern bestehen, von welchen die erste Zahl den Platz oder Person, wo sie sich befindet, die zweyte die rechte oder die linke Hand, die dritte den Finger, und die vierte das Gelenke anzeigt.

Man nehme z. B. an, daß die dritte Person den Ring an das zweyte Gelenke des Daumens gesteckt habe, so wird solches auf folgende Art erforschet:

Die Zahl der Person in der Reihe -	3.
Multiplicirt mit - - - -	2.
	6.
Zahl, die noch zugesetzt werden muß -	5.
Giebt die Summe - - -	11.
Wenn diese multiplicirt wird mit -	5.
so ergiebt sich das Product - -	55.

*) S. 12—14.

Zu diesen addiret man -	- 10.
Ferner die Zahl der linken Hand	- 2.
Macht zusammen -	- 67.
Dieses wird von neuem multiplicirt mit	10.
Giebt zum Product -	670.
Hierzu addirt man die Zahl des Daumen	1.
Macht also - -	671.
Dieses wieder multiplicirt mit -	- 10.
Beträgt - - -	6710.
Dazu addirt die Zahl des Gelenks -	- 2.
und noch weiter -	35.
Ist also die ganze Summe -	6747.
Von dieser wird abgezogen -	3535.
Bleibt übrig -	3212.

Von diesen Zahlen nun bedeutet 3 die dritte Person in der Reihe, 2 die linke Hand, 1 den Daumen, und 2 das zweyte Gelenke.

Zu diesen addiret man -	- 10.
Ferner die Zahl der linken Hand	- 2.
Macht zusammen -	- 67.
Dieses wird von neuem multiplicirt mit	10.
Giebt zum Product -	670.
Hierzu addirt man die Zahl des Daumen	1.
Macht also - -	671.
Dieses wieder multiplicirt mit -	- 10.
Beträgt - - -	6710.
Dazu addirt die Zahl des Gelenks -	- 2.
und noch weiter -	35.
Ist also die ganze Summe -	6747.
Von dieser wird abgezogen -	3535.
Bleibt übrig -	3212.

Von diesen Zahlen nun bedeutet 3 die dritte Person in der Reihe, 2 die linke Hand, 1 den Daumen, und 2 das zweyte Gelenke.

Zu diesen addiret man -	- 10.
Ferner die Zahl der linken Hand	- 2.
Macht zusammen -	- 67.
Dieses wird von neuem multiplicirt mit	10.
Giebt zum Product -	670.
Hierzu addirt man die Zahl des Daumen	1.
Macht also - -	671.
Dieses wieder multiplicirt mit -	- 10.
Beträgt - - -	6710.
Dazu addirt die Zahl des Gelenks -	- 2.
und noch weiter -	35.
Ist also die ganze Summe -	6747.
Von dieser wird abgezogen -	3535.
Bleibt übrig -	3212.

Von diesen Zahlen nun bedeutet 3 die dritte Person in der Reihe, 2 die linke Hand, 1 den Daumen, und 2 das zweyte Gelenke.

0.
2.
67.
10.
670.

47.
535.
12.

ers
n,

Zu diesen addiret man -	- 10.
Ferner die Zahl der linken Hand	- 2.
Macht zusammen -	- 67.
Dieses wird von neuem multiplicirt mit	10.
Giebt zum Product -	670.
Hierzu addirt man die Zahl des Daumen	1.
Macht also - -	671.
Dieses wieder multiplicirt mit -	- 10.
Beträgt - - -	6710.
Dazu addirt die Zahl des Gelenks -	- 2.
und noch weiter -	35.
Ist also die ganze Summe -	6747.
Von dieser wird abgezogen -	3535.
Bleibt übrig -	3212.

Von diesen Zahlen nun bedeutet 3 die dritte Person in der Reihe, 2 die linke Hand, 1 den Daumen, und 2 das zweyte Gelenke.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der Lückenbüßer dieser Compendiösen Bibliothek, oder Sammlung alles Witzigen, Sonderbaren, Belustigenden oder sonst Unterhaltenden, was in keiner der Andern Abtheilungen einen bestimmten oder schicklichen Platz finden konnte
Bd.: 1/2.

Eisenach [u.a.] 1796

Enc. 18-27,1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10400397-4
VD18 80276628-001